

**TIBET II -
Brücke zwischen
INNENWELT UND AUSSENWELT

(DARKNESS OVER TIBET)**

von
Theodor Illion

aus dem Englischen
von
Stefan A. Weber

Edition Neue Perspektiven

Illion
TIBET II -
Brücke zwischen
INNENWELT UND AUSSENWELT

ISBN 3-89539-261-8

Titelseite: Petra Friebe

Alle Rechte beim Verlag

Nachdruck auch auszugsweise nur mit schriftlicher Genehmigung des
Verlages.

I. Auflage 10/2000

Edition Neue Perspektiven
im

Michaels Verlag
Ammergauer Str. 80
86971 Peiting

Tel: 08861-59018 Fax: 08861-67091

[www. michaelsverlag.de](http://www.michaelsverlag.de)

mvv@michaelsverlag.de

INHALT

Einführung	7
Vorwort	9
1. Gejagt von Räubern	11
2. Ritt der Dämonen	37
3. Die geheime Bruderschaft	63
4. Die unterirdische Stadt	83
5. Auf der Flucht	133

EINFÜHRUNG

Der Deutsche Theodor Illion war einer der ersten, denen es gelang, ins Landesinnere von Tibet vorzudringen, einem Staat, der seinerzeit ein völlig abgeschottetes Dasein führte. Illion, der die tibetische Sprache fließend beherrschte, verkleidete sich während seines Aufenthaltes als tibetischer Wandermönch, um einer Enttarnung als Ausländer zu entgehen, da es keinem Fremden gestattet war, das Land zu betreten

1932 begann er mit seinen Reisevorbereitungen und verließ zwei Jahre später Deutschland. Nach einigen abenteuerreichen Jahren, in denen er mehrfach sein Leben riskieren musste und nur knapp dem Tode entrinnen konnte, kehrte er nach Deutschland zurück, um sein Buch *Rätselhaftes Tibet* zu schreiben, das 1936 in Hamburg erschien. Schon kurz darauf wurden seine Bücher ins Englische übersetzt und von dem Londoner Verlag Ryder & Company unter den Titeln *In Secret Tibet* (1937) und *Darkness Over Tibet* (1938) veröffentlicht.

Das vorliegende Buch ist die Fortsetzung seines ersten Werkes, das vor kurzem im Michaels-Verlag unter dem Titel *Tibet - auf geheimnisvollen Pfaden zu geheimnisvollen Orten* eine erfolgreiche deutsche Neuauflage erlebte. In *Tibet II - Innenwelt und Außenwelt* schildert er seine Begegnungen mit weisen Männern, Räubern, Lamas und schließlich mit den Bewohnern einer unterirdischen Stadt - Schwarzmagikern - die nichts unversucht ließen, um dem Autoren nach seiner Flucht aus ihren Gewölben habhaft zu werden und ihn zu töten.

Es wird angenommen, dass Illions Berichte das NS-Regime dazu veranlassten, mehrere Expeditionen pro Jahr nach Tibet zu entsenden, um dessen Geheimnissen auf die Spur zu kommen.

Am 25. April 1945, kurz vor dem Ende des Dritten Reiches, entdeckten Sowjetsoldaten in einem Berliner Keller die Leichen von sechs Tibetern, die offenbar Selbstmord begangen hatten. Am 2. März 1945 fanden die Russen, ebenfalls in Berlin, mehr als 1.000 tote Tibeter. Sie trugen Uniformen der Wehrmacht.

VORWORT

In meinem Buch *Tibet - auf geheimnisvollen Pfaden zu geheimnisvollen Orten*, dessen Gegenstand meine kürzliche Tibetreise war, habe ich davon berichtet, wie es mir, durch viele Kontakte zur tibetischen Bevölkerung und zu Räuberbanden, schließlich gelang, verkleidet als Einheimischer, tibetische Klöster von innen in Augenschein zu nehmen. Nachdem ich Augenzeuge verschiedener Wunder geworden war, wie beispielsweise der fliegenden Lamas oder der *respas* (Menschen, die in bitterkalten Nächten nackt und reglos mehrere Stunden im Freien zubringen, ohne dabei zu erfrieren), begann die letzte Etappe meiner Reise, die mich in den unzugänglichsten Teil des Landes führte, in dem die wirklichen tibetischen Eremiten leben, die neben der Fähigkeit des Gedankenlesens die sagenhafte Macht besitzen, sich nahezu ewig jung zu halten.

Meine Gespräche mit diesen weisen Männern, die ich in meinem ersten Buch veröffentlicht habe, reflektieren einen bestimmten Grad an Verständnis für die wichtigen Probleme, wie Leben und Tod, spirituelle Verbrechen, Erlösung und Ewigkeit, und viele meiner Leser werden sich die Frage gestellt haben, wie ich ein solches Verständnis erlangt habe, welches mir diese spirituellen Begegnungen erst möglich machte.

Ich will darauf antworten, indem ich sage, dass wirkliches Verstehen spiritueller Dinge das Ergebnis von hartem Kampf, von Leid, von spiritueller Qual und von seelischem Schmerz ist. Das Leben selbst macht keinen Sinn, gäbe es keinen Kampf auf *allen* Ebenen, verlief alles glatt und eintönig. Alles in der Natur muss kämpfen. Jede Pflanze kämpft um mehr Sonnenlicht, jedes Tier kämpft um Futter; selbst die Engel kämpfen!

Fortwährender Kampf auf allen Ebenen, zu denen sie Zutritt hat, ist das Geburtsrecht der Kreatur. Wehe derjenigen, die sich mit dem Schöpfer auf eine Stufe stellen und dem Kampf ausweichen will! Auch mir blieben schmerzhaft Erfahrungen nicht erspart. Während meiner Reisen traf ich einige der höchsten spirituellen Wesenheiten, die sich auf diesem Planeten inkarniert hatten, allerdings nicht nur diejenigen, die im Auftrag des Schöpfers wirkten, sondern auch jene, die sich gegen ihn verschworen haben. Selbst die Feuer der Hölle haben ihren Sinn. Sie zerstören einen Menschen, wenn er schwach ist, doch ist er stark, so wirken sie auf ihn reinigend, wie ein heißes Bad.

Dieses Buch soll den ersten Band meiner Schilderungen ergänzen, indem es eine andere Perspektive des Bildes veranschaulicht: einige wenige Wesen des Lichts und viele Dämonen der Finsternis. Es soll dem Leser die Erkenntnis vermitteln, dass Spiritualität in Wirklichkeit ein sehr stürmischer Ozean ist. Die Ströme des Lebens sind ineinander verwoben, Gut und Böse, Licht und Schatten, liegen sehr nahe beieinander.

Gut informierte Personen, die innerhalb des verbotenen Landes zuhause sind, warten immer wieder mit Informationen über die unterirdische Stadt in Tibet auf. Allerdings verwandelt sich dieses Wissen nicht selten in phantasievolle Gerüchte, denen zufolge es sich bei dieser Stadt, die ich persönlich besucht habe, um ein „mächtiges Untergrundimperium mit mehreren Millionen Einwohnern“ handelt.

Im Laufe der Zeit werden die Grenzen Tibets gewiss etwas durchlässiger werden, und ich bin überzeugt davon, dass andere Forscher einmal meine Beschreibung der unterirdischen Stadt bestätigen werden.

Theodor Illion

Gejagt von Räubern

Ke Shu Kha Ru, der tibetische Räuberjunge, der seine Bande verlassen hatte, um sich mir in den einsamen Weiten des geheimnisvollen Tibets zuzugesellen und der wahrscheinlich, auf Grund seines Bedürfnisses nach Unabhängigkeit, einen schrecklichen Tod erleiden musste, war ein aufgeweckter junger Bursche, der von seinem Bruder, einem eindrucksvollen Räuber, dazu überredet worden war, sich dessen Gruppe anzuschließen, die es darauf abgesehen hatte, wehrlose Reisende in Westtibet auszuplündern. Obwohl der Junge, nach westlichen Maßstäben, eher als „ungebildet“ eingestuft worden wäre, war er in Wirklichkeit hochintelligent.

Meine Gespräche mit diesem „Nachwuchsräuber“, der zu dieser Zeit höchstens 17 Jahre alt gewesen sein dürfte, zählen zu meinen wunderbarsten und gleichzeitig schmerzlichsten Erfahrungen in Tibet. Seine Bemerkungen über westliche Länder, auch wenn er sie meist albern naiv und auf kindliche Art und Weise vorbrachte, waren für mich in vielerlei Hinsicht fast eine Offenbarung. Wenn Ke Shu Kha Ru, der nie zuvor etwas über den Westen gehört hatte, sich über die westliche Zivilisation äußerte, tat er dies auf eine absolut vorurteilsfreie Art, so wie ein Besucher von einem anderen Planeten. Es war wunderbar. Wenn ich ihm zuhörte, kam ich mir vor, wie jemand, der niemals sein Haus verlassen hatte und deshalb nicht wirklich weiß, wie es aussieht, bevor er nicht hinausgeht und es sich von außen eingehend betrachtet.

Ke Shu Kha Ru gehörte einer Räuberbande an, die mich eines frühen Morgens in einem Sumpfgebiet angriff und die mir ein lustiges Abenteuer bescherte, das ich in meinem ersten Buch beschrieben habe. Einer der Banditen, der mich

unbedingt als erster ergreifen wollte, nahm eine Abkürzung durch den Sumpf. Seine Kameraden hatte er dabei weit hinter sich gelassen. Nachdem er bis zur Brust im Sumpf eingesunken war, rettete ich ihm mit meinem Lasso das Leben und wurde dadurch zum Freund der ganzen Bande.

Nach einem gemeinsamen Frühstück und Diskussionen über Reisen und andere Länder, fiel mir auf, dass ein außergewöhnlich junges Mitglied der Gruppe, ein Junge von ungefähr 16 oder 17 Jahren, mich fortwährend mit leuchtenden Augen ansah.

„Wie schön muss es sein, keine Angst zu haben“, hörte ich ihn voller Bewunderung zu einem anderen Bandenmitglied sagen. Danach streckte er mir immer wieder die Zunge heraus, was in Tibet als Zeichen hoher Wertschätzung angesehen wird. Eine Viertelstunde später wünschten mir die Räuber „eine langsame Reise“. (Die Tibeter verwenden den Begriff „langsame Reise“, wenn sie jemandem eine sichere oder gute Reise wünschen. In den Augen der Tibeter hat „langsam“ eine sehr positive Bedeutung. Das Wort „schnell“ dagegen lässt in Tibet auf etwas Negatives schließen. Es wird mit Geschwindigkeit, Verschlagenheit und Gewalt assoziiert.) Als sie beim Abschied alle lächelten und mir die Zunge zeigten, schien es nur der Junge zu sein, der sich nicht daran beteiligte.

Ich setzte meinen Weg in südlicher Richtung fort. Die Räuber zogen nordwärts von dannen. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass der Junge hinter ihnen geblieben war. Die Räuber riefen zwei Mal seinen Namen und er folgte ihnen, allem Anschein nach aber nur sehr zögernd.

Viele Stunden lang marschierte ich mit hoher Geschwindigkeit. Erst als am Nachmittag der Wind einsetzte, setzte ich mich nieder, um mir eine Pause zu gönnen. Seit meinem Abschied von den Räufern war ich etwa 20 Meilen gelaufen. Ich fühlte mich etwas erschöpft und müde. Es war die vierte Woche, die ich in einer Höhe von 15.000 Fuß verbrachte,

während ich zuwenig Nahrung zu mir nahm und täglich riesige Entfernungen in der dünnen Bergluft bewältigte.

Der Wind begann gerade kleine, feine Sandwolken aufzuwirbeln, die die Sicht in der sanften Hügellandschaft, die von den hohen Bergen in der Ferne umgeben war, etwas beeinträchtigten, als ein winziger schwarzer Fleck inmitten des aufgewühlten Sandes erschien. Zunächst hielt ich ihn für ein Tier, doch nach einigen Minuten wurde die Gestalt größer, und ich konnte erkennen, dass sie aufrecht ging. Es war ein Mensch, der direkt auf den Ort zukam, an dem ich saß. Die Chance, in den unbewohnten Weiten des nördlichen Tibets einem anderen Menschen zu begegnen, ist nicht größer als die Aussicht, einen Volltreffer in einer Lotterie zu erzielen. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Als der einsame Wanderer nur noch wenige Meter von mir entfernt war, hielt er ein und starrte mich wie gebannt an. Ich erkannte ihn. Es war der Räuberjunge, der mich erst wenige Stunden zuvor so interessiert beobachtet hatte.

„*Oh gyagg, oh gyagg*“, (Ein in Nordt Tibet gern benutzter höflicher Gruß, der wortwörtlich übersetzt bedeutet: „Du machst Fortschritte.“) sagte Ke Shu Kha Ru.

Auch ich war mehr als verblüfft, diesen Jungen, der vor einem halben Tag in die entgegengesetzte Richtung aufgebrochen war, hier anzutreffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er von seinen Kumpanen gegen seinen Willen zur Räuberei gezwungen worden. Dann hatte er gesehen, wie ein Mann ganz alleine, ohne jede Furcht vor Banditen, durch die Wüste streifte. Vielleicht hatte dies in ihm die Abenteuerlust geweckt und gleichzeitig eine Abscheu vor allem Mittelmäßigen hervorgerufen, was für Jungen in diesem Alter so typisch ist. Jungen scheinen überall auf der Welt gleich zu sein. Die meisten von ihnen sprühen vor Begeisterung, bis sie diese durch schlechte Beispiele in Form ihrer Mitmenschen und durch die Härten des Lebens wieder verlieren. Durch jahrelangen Kampf gegen die deprimierenden Einflüsse ihres Umfelds können die meisten Menschen nur

noch äußere Erfolge erzielen. Ihr besseres Selbst wird in diesem Kampf nach und nach verzerrt und verkrüppelt.

Nachdem der Tibeterjunge seine Kameraden verlassen hatte, hatte er sich, wie er mir später erzählte, einsam gefühlt und sich entschlossen, sich mir anzuschließen. So schnell er konnte, war er meinen Fußspuren gefolgt. Nun sah er mich forschend an. Ich dachte intensiv über die neue Situation nach. Wie die meisten anderen Dinge im Leben, schien auch das plötzliche Auftauchen des jungen Tibeters eine zweischneidige Angelegenheit zu sein. Wenn der Junge nicht zäh wie Leder war, würde er für mich ein schreckliches Hindernis bedeuten, da er nicht in der Lage wäre, die physischen Belastungen, die mit meinem hohen Marschtempo verbunden waren, zu ertragen. Außerdem würde er früher oder später herausfinden, dass ich ein Weißer war. Auf der anderen Seite konnte er mir jedoch auch von Nutzen sein. Falls er zuverlässig und den starken Belastungen gewachsen war und noch dazu mit wenig Rohkostnahrung auskam, könnte er die Gespräche mit anderen Tibetern führen, wodurch ich mich im Hintergrund halten könnte, was die Möglichkeit einer Enttarnung verringern würde.

Ke Shu Kha Ra war kräftig und gut gebaut. Seine Kleidung war in gutem Zustand. Außer ausreichend Proviant für mehrere Tage, hatte er einen kleinen Beutel mit getrocknetem Dung bei sich. Er trug hohe Lederschuhe von erstklassiger Qualität. Die Bande hatte sich offensichtlich aus der Habe ihrer Opfer die Rosinen für den eigenen Bedarf herausgepickt. Er war sehr sauber und sein Blick und seine Gestalt verrieten außerordentliche Tatkraft und Intelligenz. Ich entschied mich, es mit ihm zu versuchen. Ihn einfach davon zu jagen, wäre ohnehin nicht möglich gewesen.

Der Junge schickte sich an, eine Mahlzeit zuzubereiten. Er öffnete den Beutel mit dem getrockneten Dung und seinen Kochutensilien, um Tee zu machen. Er war sehr überrascht, ja nahezu verärgert, als ich ihm verbat, ein Feuer zu entzünden. Ich erklärte ihm, dass er dies niemals tun dürfe, solan-

ge er mit mir gemeinsam unterwegs war, weder um sich zu wärmen noch um zu kochen. Nach kurzem Überlegen schien er auf den Sinn dieser Vorsichtsmaßnahme, die ungeschützten Reisenden ein erhebliches Mehr an Sicherheit bietet, gekommen zu sein. Mit einer energischen Bewegung warf er seinen Dungbeutel zur Seite. Es war ein seltsames Gefühl, nach so langer Zeit des Alleinreisens einen Gefährten zu haben. Der Räuberjunge packte seine Sachen aus. Alles war fast neu und recht sauber. An der Auswahl der verschiedenen Gegenstände ließ sich erkennen, dass ihr Besitzer über einen guten Geschmack und eine praktische und sachliche Einstellung verfügte. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sich der Junge, würde ich ihn nach meiner Tibetreise mit in den Westen nehmen, wesentlich schneller als jeder Tibeter, der mir bisher begegnet war, an westliche Verhältnisse anpasste.

Früh am Morgen zog er sich aus, um sich auf tibetische Art und Weise zu „waschen“, indem er sich mit einem großen Stück Butter den Körper abrieb. Als er anschließend mit einem zweiten Stück Butter auf mich zutrat, war er sehr erstaunt, als ich mich weigerte mich ebenfalls zu „waschen“. Vermutlich hielt er mich für einen ziemlich unreinen Menschen.

Während Ke Shu Kha Ru über die merkwürdigen Verhaltensweisen seines neuen Kameraden grübelte, dachte ich darüber nach, wie ich ihm wohl am besten beibringen würde, dass ich ein Weißer war. Wenn ich es ihm nicht sagte, würde er es über kurz oder lang selbst herausfinden. Einem klugen Reisegefährten, mit dem man in den weiten, unbewohnten Gebieten Mittelasiens unentwegt zusammen ist, eine solche Wahrheit vorzuenthalten, würde viel Einfallsreichtum erfordern und mir beträchtliche Unannehmlichkeiten bescheren, unter anderem die, dass ich mich nicht mehr waschen konnte! Als wir uns nach einer ungekochten Mahlzeit wieder auf dem Weg befanden, erklärte ich dem Jungen, dass ich einen halben Tag verloren hatte, und vorhatte, je-

den Tag von morgens bis zum Anbruch der Nacht zu marschieren. Es schien ihn nicht zu stören.

Wir unterhielten uns lange. „Warum kennst Du keine Angst?“ fragte er. „Ich habe Dich beobachtet, dort auf der trockenen Insel im Sumpf. Als Dein Feind drohend näherkam, bliebst Du einfach stehen und sahst ihn ruhig an.“

„Durch Angst wird nichts besser, Ke Shu Kha Ru“, antwortete ich. „Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie kommen. Es wäre dumm, Gefahren zu ignorieren, doch wenn sie unseren Weg kreuzen, sollten wir so gelassen wie möglich mit ihnen umgehen.“ „Ich habe Dich sehr bewundert für Dein Verhalten“, sagte der Junge, „aber als der Räuber vom Sumpf in die Tiefe gezogen wurde und Du ihm das Lasso zuwarfst, um sein Leben zu retten, war ich wirklich sprachlos.“ „Ich rettete ihn“, entgegnete ich, „weil ich davon ausging, dass er eine Seele hat.“

„Was ist das?“ „Das Beste in uns. Unser wirkliches Selbst. Menschen, die eine Seele haben, reagieren auf Güte. Wenn Du einem Angreifer, der eine Seele hat, das Leben rettetest, entwaffnest Du ihn. Seine Seele wird ihn davon abhalten, seinen Retter zu attackieren.“

„Lassen sich alle Menschen durch grenzenlose Güte und Liebe entwaffnen?“ „Nein, Ke Shu Kha Ru“, antwortete ich traurig, „nicht alle. Nur diejenigen, die eine Seele besitzen.“

„Nun, angenommen der Mann, dessen Leben Du gerettet hast, indem Du ihn aus dem Sumpf gezogen hast, hätte Dich sofort danach angegriffen. Was hättest Du dann getan?“ wollte der Räuberjunge wissen. „Ich hätte erkannt, dass er keine Seele hat und ihn ohne zu zögern in den tödlichen Sumpf zurückgestoßen.“

„Glaubst Du, dass ich eine Seele habe?“ fragte er. Ich sah ihm in die Augen. „Ja, Ke Shu Kha Ru, das hast Du.“ „Kann ein Mensch seine Seele verlieren?“ „Ja, das glaube ich, wenn auch nicht so schnell. Es ist ein langsamer und schmerzhafter Prozess.“ „Wie geht das vor sich?“ „Indem man sich an seiner Seele versündigt.“ „Wie macht man

das?" „Indem man sie verrohen lässt; indem man Gott für selbstsüchtige Zwecke benutzt."

„Was ist Gott?" Um Himmels Willen, nun war ich in eine theologische Diskussion mit einem tibetischen Räuberjungen geraten. Dem würden meine unzureichenden Tibetischkenntnisse nicht mehr standhalten. Irgendwie musste ich mich jetzt durchwursteln.

„Gott ist derjenige, der Dich erschaffen hat", sagte ich.

„*Kho byas pa ma yin*" („Er hat mich nicht erschaffen"), erwiderte Ke Shu Kha Ru. „Mein Vater hat mich erschaffen."

„*Kyod-di lus byas pa yin*" („Er hat Deinen Körper erschaffen"), sagte ich. „Aber Gott hat Deine Seele erschaffen. Er ist der Vater Deiner Seele." „Auch der Deinigen?" „Auch der Meinigen." „Dann sind wir also Brüder." „Ja, das sind wir. Es ist derselbe Vater, der unsere Seelen erschaffen hat."

Seine Augen funkelten. „Ich bin froh, dass Du mein Bruder bist."

Nach einer kurzen Pause fragte er: „Und die Menschen, die keine Seele haben... wo ist *ihr* Vater?" „Sie waren Kinder des Vaters", antwortete ich traurig, „aber jetzt besitzt der große schwarze Gott (*Lha-gnag-chenpo*) ihre Seelen." „Hat er sie ihnen genommen?" „Ja - oder genauer gesagt, sie haben sie ihm übergeben."

„Könnte *Lha-gnag-chenpo* auch uns unsere Seelen nehmen?" „Nein, das kann er nicht, es sei denn, wir übergeben sie ihm freiwillig." „Sag' mir, wer mächtiger ist: der Vater, der unsere Seelen erschaffen hat oder der große schwarze Gott?" „Unser Vater", sagte ich, „ist der Mächtigere." „Warum vernichtet er dann nicht den großen schwarzen Gott?" „Der große schwarze Gott hasst den Vater, doch mit seinem blinden Hass schützt er in Wirklichkeit des Vaters Haus. Will jemand so sein, wie der Vater, will ein Geschöpf so sein, wie der Schöpfer, greift sich der große schwarze Gott die Seele dieses Geschöpfes." „Das verstehe ich nicht mehr", sagte der junge Räuber. Ich wechselte das Thema. Schweißtropfen

standen auf meiner Stirn. Es hatte mich sehr angestrengt, ein solches Problem in gebrochenem Tibetisch zu erörtern. Ich marschierte schneller und schneller. Der Junge lächelte und lief noch schneller. Offenbar wollte er mir beweisen, dass er keineswegs müde war und mir als idealer Gefährte mit einem ausgezeichneten Durchhaltevermögen nur von Vorteil sein konnte.

„Fürchtest Du Dich vor dem Tod?“ fragte er kurze Zeit später. In seinem Innern schien sich alles um tiefgehende Dinge zu drehen. Trotz seiner praktischen Veranlagung unterlag er natürlich dem Einfluss der tibetischen Mentalität. Abstruse und spirituelle Überlegungen bewegen die Tibeter weitaus mehr, als die sachlich nüchternen Probleme, die den Geist der westlichen Menschen in erster Linie beschäftigen. „Nein, ich fürchte mich nicht vor dem Tod“, gab ich zurück. „Wenn ich sterbe, wird sich meine Seele nicht vom Vater trennen. Der wirkliche Tod ist der Tod der Seele. Der Tod des Körpers ist weniger schlimm, auch wenn er schmerzvoll für die ist, die uns lieben.“

„Hast Du jemals jemanden geliebt?“ „Ja. Und wenn ich liebe, dann liebe ich sehr stark, mit meinem ganzen Sein und ungeheuer tiefer seelischer Leidenschaft.“ „Ist das Leben nicht wundervoll?“ „Ja, das ist es, auch wenn es mit Leid verbunden ist.“ „Leid lehrt uns, spätere Freude erst richtig zu genießen“, gab Ke Shu Kha Ru mit fröhlichem Lachen von sich. Kaum ein junger Mann aus dem Westen würde so reden.

Ich beschleunigte wieder das Tempo. Wir marschierten nun mit einer Geschwindigkeit von ungefähr vier Meilen pro Stunde in der dünnen Bergluft. Der Junge zeigte nicht die geringsten Anzeichen von Erschöpfung. Ich hatte mir vorgenommen, keine Pause einzulegen, erst wenn er danach verlangte. Aber unsere zurückgelegte Entfernung wurde größer und größer.

„Gibt es jemanden den Du magst?“ fragte er plötzlich. „Ja“, sagte ich. „Wen?“ „Jeden, der eine Seele hat.“ „Keine be-

stimmte Person?" „Im Augenblick nicht." „Keine Freunde?" „Doch, Hunderte, Tausende", antwortete ich, „und dennoch bin ich sehr einsam." „Ich mag Dich", sagte er. „Warum?" „Weil Du ein großer Junge bist. Du bist so einfach und trotzdem so klug und Deine Güte ist Stärke, nicht Schwäche. Ich weiß... Du bist älter, aber trotzdem ein Junge wie ich. Sagst Du mir Deinen Namen?"

„*Bod-laa min ba ma yin*" („Ich habe keinen Namen in Tibet"), sagte ich nach kurzem Zögern. „Keinen Namen in Tibet... Sag mir auch, warum Du so schlecht Tibetisch sprichst! Mit den Räubern hast Du nur sehr wenig geredet. Erst fiel mir das nicht auf, aber jetzt, wo Du viel sprichst, merke ich es natürlich. Ich weiß einfach nicht, was ich von Dir halten soll." Er sah mich musternd mit seinen großen, Intelligenz ausstrahlenden Augen an. „Hast Du schon einmal etwas von weißen Menschen gehört, Ke Shu Kha Ru?" fragte ich ihn. „Ja... Es müssen scheußliche Ungeheuer sein." „Wirklich?" „Ganz sicher. Menschen ohne Herzen. Hässlich - abstoßend - böse - grausam - schrecklich - unmenschlich..." „Alle?" „Ja, alle. Ausnahmslos!" „Wer hat Dir das erzählt, Ke Shu Kha Ru?" „Die Räuber und auch meine Familie. Wir wissen es von den Priestern." „Würdest Du einen Weißen hier in Tibet erkennen?"

„Darauf kannst Du wetten. Selbst wenn er sich noch so gut verkleidet hätte, würde er sich durch seinen entsetzlichen Geruch verraten. Es ist bekannt, dass Weiße so furchtbar stinken, dass ein *Bod-pa* (Tibeter) sofort krank würde, näherte er sich ihm auch nur auf halbe Hörweite." „Glaubst Du, dass das wirklich stimmt?" „Aber natürlich. Wir wissen es von Menschen, denen wir alles glauben."

„Nun, Ke Shu Kha Ru, was würdest Du tun, wenn Du hier in Tibet einen Weißen erwischtest?" Äußerst gespannt beobachtete ich sein Gesicht. „Ich weiß nicht", entgegnete er vorsichtig, „an so etwas habe ich noch nie gedacht." Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Die meisten Tibeter würden ihn sofort gefangennehmen und dann den Lamas überge-

ben." „Was würden die Lamas mit ihm tun?" „Es heißt, dass sie einen Weißen in einen tiefen Schacht werfen. Er fällt auf viele Leichen und verhungert und verdurstet langsam dort unten." „Wenn ich nun ein Weißer wäre - was könnte ich wohl dafür?" fragte ich ihn, öffnete ganz meine blauen Augen und den Lederriemen unter meinem Kinn, sodass meine Kleidung verrutschte und meine weiße Brust sichtbar wurde. Der tibetische Junge wich entsetzt zurück und schnappte nach Luft. Ich sah den Angstschweiß auf seiner Stirn. „Was , Du - Du, Du bist ein Weißer?" stammelte er. „Was kann ich dafür, Ke Shu Kha Ru?" sagte ich ruhig.

Schreckensbleich setzte er sich nieder. „Dann hat man mich also belegen", sagte er nach einer Weile. „Du bist wirklich kein Ungeheuer... aber Du, ausgerechnet Du musst ein Weißer sein... Mein Gott!" „Wirst Du mich den Lamas übergeben?" Er starrte mich an. Das erste Mal sah ich Tränen in seinen Augen. „Nein, das werde ich nicht." „Kann ich mir ganz sicher sein?" „Absolut." „Das ist schön von Dir, Ke Shu Kha Ru." „Wenn ich mir vorstelle, dass Dich jemand hier findet und die Priester Dich dann in den Schacht werfen..." „Ja?" „Nein, nein, ich will nicht daran denken."

Ich ließ ihm etwas Zeit, um sich von seinem Schock zu erholen. Dann fragte ich ihn mit einem sanften Lächeln: „Wirst Du auch nicht von mir davonlaufen, Ke Shu Kha Ru, jetzt, da Du weißt, dass ich ein übelriechendes, hässliches, abstoßendes, böses, grausames und unmenschliches Monstrum bin?" „Nein", erwiderte er gelassen. „Die Lamas und Räuber haben Lügen verbreitet und schließlich ist es nicht Deine Schuld, dass Du im Westen geboren bist." „Richtig", sagte ich, „ich war viel zu jung, um mir meinen *skye-sa* (Geburtsort) aussuchen zu können."

Wir lachten beide herzlich. Wieder einmal hatte ich eine sehr gefährliche Situation auf meinen Tibetreisen heil überstanden. Wie flexibel Ke Shu Kha Ru doch war. In wenigen Sekunden hatte er alle Vorurteile, die ihm im Laufe der Jahre eingehämmert worden waren, über Bord geworfen. Es gibt

Menschen, die etwas in sich haben, das es ihnen ermöglicht, sich über die geistigen Beschränkungen hinwegzusetzen, die ihnen von ihrer Familie und ihrem sozialen Umfeld auferlegt wurden. Die drohende Gefahr war vorüber und wir genehmigten uns eine wohlverdiente Rast mit rohem Gerstemehl mit etwas ranziger Butter. Nachdem wir gegessen und es uns schweigend bequem gemacht hatten, wurde mir die Stille, die über der Wüste lag, bewusst. Ihre Eintönigkeit wirkte erschreckend auf mich. Nur Menschen, die in Westtibet oder Ladakh leben, gehen gelegentlich alleine in die Wüste hinaus. Die Bewohner Osttibets tun dies nie. Sie glauben, dass die Stille und die Dämonen sie töten würden. In einer Stille, die derart vollendet ist, dass man das Rauschen seiner Ohren vernimmt, erscheint einem eine menschliche Stimme wie die wunderbarste Musik. Wen mag es wundern, dass mancher, der Monate ganz alleine in solch einer Umgebung verbringt, sich daran gewöhnt, zu sich selbst zu sprechen.

Eine Viertelstunde später waren wir bereits wieder unterwegs. Der junge Tibeter wollte soviel wie möglich über „das Land der Bleichgesichter“ erfahren. „Wie weit ist es von hier nach *Pee-lin-pa*?“ (Das Land der Weißen) „Unendlich weit“, antwortete ich. „Wo liegt es?“ Ich zeigte nach Westen. „Und was liegt dort?“ fragte er, indem er nach Süden zeigte. „*Gyadkar*“ (Das weiße Gebiet) antwortete ich. „Und dort?“ er zeigte ostwärts. „*Gyadnag*“ (Das schwarze Gebiet) sagte ich. „Wie viele Tagesmärsche braucht es von hier nach *Pee-lin-pa*?“ „Viele Monate. Aber die Weißen reisen viel schneller als die Tibeter. Hat man erst einmal *Tö-bod* (Hochtibet) verlassen, geht alles ungeheuer schnell.“ „Wie?“ Ich dachte an Autos und Eisenbahnen. Im Tibetischen gibt es für diese Begriffe keine Worte. „Weiße reisen in rechteckigen Rahmen, die auf Münzen rollen, die vier Mal so groß sind wie Dein Kopf.“ „Unglaublich. Sag' mir, werden *gyags* (Yaks) vor diese Rahmen gespannt?“ „Nein, im Land der Weißen gibt es keine Yaks.“ „Welche Tiere ziehen dann diese Rahmen?“

„Überhaupt keine. Die Rahmen bewegen sich von selbst.“
 „Dann werden die Rahmen also von Geistern gezogen.“
 „Nein. Geister dienen weißen Menschen nicht.“ „Aber irgendwer muss doch diese Rahmen bewegen. Wer tut das?“
 „Me (Feuer) bewegt sie. So wie Du Gerstenmehl und Tiere *t*sa (Gras) brauchen, so brauchen die Rahmen der Weißen Feuer.“ „Feuer!“ Verbrennen sie sich damit nicht den Mund?“
 „Nein, im Gegensatz zu Mensch und Tier besitzen sie weder Mund noch Maul.“ „Wie können sie dann essen?“ Ich kratzte mich am Kopf. Natürlich war es schwierig, Ke Shu Kha Ru technische Details zu erklären. Wie konnte ich dieses Problem lösen, ohne dass er das Gefühl bekam, ich widerspräche mir? Ich überlegte.

„Du hast gerade gesagt, sie essen“, warf er energisch ein, „und jetzt sagst Du, sie haben keine Münder! Das verstehe ich nicht.“

Ich dachte wieder an ein Auto. Ich steckte ganz schön in der Klemme. Da fiel mir etwas ein. „Hör' zu“, sagte ich, „hast Du schon einmal einen Strauch aus dem Boden gezogen?“ „Ja“, sagte er. „Was hast Du damals in der Erde gesehen?“ „Kleine hölzerne Rohre, durch die die Pflanze ihre Nahrung erhält.“ „Genau“, sagte ich, „und die feuerfressenden Rahmen erhalten ihre Nahrung durch Metallrohre.“ „Aus dem Boden?“ Es half nichts. So kam ich nicht weiter. Ich versuchte ihm anhand einer Zeichnung auf einem Stück Papier klar zu machen, worum es ging, aber trotz seiner bemerkenswerten Intelligenz konnte Ke Shu Kha Ru auch damit ganz und gar nichts anfangen. Wahrscheinlich war es das erste Mal in seinem Leben, dass er eine Zeichnung sah. „*Pee-lin-pa* zu verstehen, ist wirklich schwer“, sagte er seufzend. „Vergessen wir diese ganzen Einzelheiten. Soweit ich verstanden habe, fressen die Rahmen Feuer. Das heißt, sie müssen eine ausgezeichnete Verdauung haben und es muss ganz schön viel Rauch hinten aus ihnen herauskommen.“ „Nicht direkt hinten, aber sie stoßen *dudpa* (Rauch) aus, das stimmt.“ „Bewegen sich diese feuerfressenden Rahmen

schnell?" „Oft fünfzehn Mal schneller als die schnellsten Yaks." Tibetische Yaks bewegen sich gewöhnlich recht gemächlich mit einer Geschwindigkeit von unterhalb zwei Meilen pro Stunde, womit ich nicht übertrieb, als ich sagte, dass moderne Transportmittel fünfzehn Mal schneller seien.

„Nicht zu fassen", meinte Ke Shu Kha Ru, „feuerfressende Rahmen sind fünfzehn Mal schneller als Yaks! Aber warum wollen weiße Menschen fünfzehn Mal schneller fahren als wir? Warum?" „Weiße Menschen wollen fünfzehn Mal schneller sein, weil sie glücklich sein wollen. Je schneller sie reisen und je höhere Häuser sie bauen, desto eher glauben sie, dass sie glücklich sind." „Und *sind* weiße Menschen glücklicher als wir?" lautete die ziemlich peinliche, wenn auch folgerichtige Frage des Jungen. „Nein", antwortete ich ziemlich beschämt. „Sie sind nicht glücklicher als die Tibeter."

„Das ist sehr seltsam", fuhr Ke Shu Kha Ru fort. „Weiße benutzen feuerfressende Rahmen um glücklich zu sein, sie bauen *kanpa-mthon-po* (sehr hohe Häuser) wie Du sagst, um glücklich zu sein und trotzdem sagst Du, dass sie nicht glücklicher sind als wir, die keine feuerfressenden Rahmen und keine hohen Häuser besitzen... Warum?" Es entstand eine lange Pause.

„Warum?" fragte er wieder. „Sag" mir warum!" „Hör" zu, Ke Shu Kha Ru", antwortete ich. „Weiße Menschen leiden offensichtlich an einer merkwürdigen *nad* (Krankheit). Sie erfinden immer wieder Neues; sie lassen das Leben immer bequemer werden, doch während sie all dies tun, verkomplizieren sie ihr Leben mehr und mehr und schaffen neue Bedürfnisse. So sind sie am Ende nicht besser dran, als am Anfang."

Plötzlich begann es zu hageln, was in den Sommermonaten in Tibet keine Seltenheit ist. Riesige Hagelkörner prasselten herab und trotz meines dicken tibetischen Gewandes spürte ich ihren Aufschlag auf meinem Körper. Als wir bemerkten, dass einige der Hagelkörner die Größe einer Walnuss hat-

ten, legten wir uns flach auf den Boden, bedeckten uns mit unserer Ausrüstung und warteten geduldig auf das Ende dieses Unwetters.

Als es nach nur zehn Minuten vorüber war, war der Boden mit einer mehreren Zentimeter dicken Eisschicht bedeckt. Die Sonne trat hervor und die Luft wurde kristallklar. Wieder einmal zeigte sich deutlich, dass Tibet ein Land mit ungeheuren klimatischen Kontrasten ist. Noch zwei Minuten zuvor hatten wir vor Kälte gezittert und nun erlebten wir eine nahezu tropische Hitze. Die riesigen Eismassen schmolzen im Nu dahin und überall bildeten sich kleine reißende Ströme. Wir wussten, dass der Boden recht bald wieder ziemlich trocken sein würde und blieben einige Zeit sitzen.

Unser Gespräch über die westlichen Länder hatte Ke Shu Kha Rus Interesse geweckt und seine Phantasie beflügelt. Kaum hatte der Hagelschauer geendet, war er schon wieder beim Thema. „Du hast gesagt, dass die Weißen die Angewohnheit haben, das Leben zu verkomplizieren und zusätzliche Bedürfnisse zu schaffen“, bemerkte er. „Ich würde sehr gerne wissen, was sie tun, um das Leben zu verkomplizieren.“

Ich dachte an die Schwierigkeiten, die ich gerade gehabt hatte, als ich versuchte, ihm ein Auto zu beschreiben. Was ich ihm jetzt erklären sollte, war nicht weniger problematisch. Darüber hinaus ist die tibetische Sprache ohnehin nicht für technische Beschreibungen geeignet. Sie ist sehr einfach und lässt nur wenig Raum zur Darstellung materieller Dinge oder Einzelheiten. Dafür verfügt sie über eine enorme Bandbreite, wenn es um Geistiges und Nichtmaterielles geht. Ich hörte mindestens sechs verschiedene tibetische Begriffe für unser Wort „Eremit“ (*Gsans-pa*, *gom-tshen*, *bdag-shrun*, *bsam-gtan-pa*, *nallior-pa* und *res-pa*. Vielleicht möchte der Leser sich einmal die Mühe machen, diese sechs Wörter auswendig zu lernen, um einen Eindruck davon zu erhalten, wie schwer es ist, Tibetisch zu lernen). Für Wörter wie beispielsweise „Meditation“ oder „Spiritualität“ hält das Tibeti-

sehe ein riesiges Vokabular parat. Viele tibetischen Wörter, die etwas Geistiges bezeichnen, erfordern in unserer Sprache einen ganzen Satz, wenn man sie sinngemäß korrekt übersetzen will. (Das tibetische Wort *dondenpai-denpa* beispielsweise, bedeutet „die Art von Selbstbewusstsein, die einem eine falsche Vorstellung vom wirklichen Wert der Dinge vermittelt“). Mit materiellen Begriffen verhält es sich genau umgekehrt. Hier braucht es oftmals mehrere Dutzend tibetische Wörter, um ein einziges westliches Wort auch nur halbwegs verständlich zu übersetzen.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte, dem Jungen komplizierte westliche Maschinen und andere Gebrauchsgegenstände zu erklären, verlegte ich mich auf etwas verständlichere „Problematiken“ und begann mit dem Rauchen. Selbst damit hatte ich noch meine liebe Not. Da das Rauchen in den meisten Gegenden Tibets unbekannt ist, existiert auch kein tibetisches Wort dafür.

Ich sagte: „Weiße Menschen haben oft die Angewohnheit, kleine Schlote in ihre Mäuler zu stecken und den Rauch durch ihre Nasen hinauszublase.“ Ke Shu Kha Ru lachte schallend und fragte dann: „Aber wie können sie den Schlot im Mund festhalten?“ „Es ist nur ein *kleiner* Schlot, Ke Shu Kha Ru, es ist überhaupt nicht schwer, ihn im Mund festzuhalten.“ „Trotzdem, auch wenn er noch so klein ist, er muss doch dauernd herausfallen.“ „Warum“, fragte ich überrascht. „Na ja, wenn jemand sich einen kleinen Schlot in seinen *kha* (Mund) steckt und den Rauch durch die Nase hinausbläst, muss er doch so lachen, dass der Schlot ihm aus dem Mund fällt.“ „Nein, Ke Shu Kha Ru“, erwiderte ich, „Weiße lachen nie, wenn sie sich einen Schlot in den Mund stecken.“

Ke Shu Kha Ru wollte mir partout nicht glauben. Was auch immer ich vorbrachte, um ihn vom Gegenteil zu überzeugen, jedesmal bekam ich zur Antwort: „*Dsun ba yin, dsun ba yin.*“ (So etwas gibt es nicht, so etwas gibt es nicht). „Hör' zu, mein Junge“, sagte ich, nachdem sich der lang erhoffte Erfolg noch immer nicht eingestellt hatte, „hat ein Mensch sich

erst einmal an seltsame Verhaltensweisen gewöhnt, hört er damit auf, darüber zu lachen.

Auch hier in Tibet gibt es viele merkwürdige Dinge, über die Du niemals lachen würdest. Es gibt sie seit Jahrhunderten und Du erkennst das Merkwürdige daran deshalb nicht mehr, weil sie schon so lange vorhanden sind. Fast alle Menschen leben und denken gewohnheitsmäßig."

Dann sprachen wir viele Stunden lang über Tibet. Der Junge war nicht nur sehr klug, sondern auch ein ausgezeichneter Beobachter. Das Viele, was er mir über seine Landsleute mitteilte, zeugte von einer hohen Auffassungsgabe und vermittelte mir einen tiefen Einblick in die vorherrschenden Verhältnisse in Tibet und in die Mentalität seiner Bewohner.

Ke Shu Kha Ru setzte großes Vertrauen in mich und behandelte mich wie einen Freund, den man schon jahrzehntelang kennt. Plötzlich fragte er: „Unterscheiden sich eigentlich weiße Jungen stark von mir?“ „Nein, nicht sehr stark“, gab ich zurück. „Jungen sind fast überall auf der Welt gleich. Die meisten sind sehr begeisterungsfähig und aufrichtig.“ „Und die Erwachsenen?“ „In vielen Fällen haben sie ihre Begeisterungsfähigkeit und ihre Aufrichtigkeit im Laufe der Jahre verloren“, antwortete ich traurig. „Sind Erwachsene in anderen Ländern ganz anders?“ „Ja, ganz anders.“ „Warum?“

Ich versuchte, ihm klar zu machen, dass der Mangel an Begeisterungsfähigkeit und Aufrichtigkeit sich auf andere, sehr vielfältige Art, Ausdruck verschaffen würde, während Aufrichtigkeit und Schlichtheit keinen Ersatz benötigten und dies der Grund sei, warum Jungen überall auf der Welt gleich sind. Leider reichten meine Tibetischkenntnisse in diesem Fall nicht mehr aus, um dem Jungen verständlich zu machen, was ich meinte. „Ich würde gerne weiße Jungen kennenlernen“, sagte Ke Shu Kha Ru plötzlich. „Wenn Du mir hier unterwegs in Tibet von Nutzen bist“, sagte ich, „würde ich Dich vielleicht nach *Pee-lin-pa* mitnehmen.“ Er war außer sich. „Ist die Sprache der *Pee-lins* (der Weißen) sehr schwer?“ wollte er wissen. „Nein, sie ist sehr leicht.“ Ich er-

innerte mich daran, wie sehr ich mich geplatzt hatte, als ich Tibetisch lernte. „Übrigens“, sagte ich, „es gibt viele *Pee-lin*-Sprachen; die gebräuchlichste davon ist Englisch.“ „Was heißt „eins“ in der gebräuchlichsten Sprache der *Pee-lins*?“ „One“, antwortete ich. „Vann“, wiederholte er. („Vann“ heißt „Macht“ auf Tibetisch). „Vann, Vann, Vann... Das ist einfach. Das kann ich mir merken.“

In weniger als einer Stunde hatte der gescheite Junge zwei Dutzend englische Wörter gelernt. Das Wort „go“ (gehen) behielt er aufgrund dessen Ähnlichkeit mit dem tibetischen Wort *mgo* oder *go* (head = Kopf), das Wort „come“ (kommen) assoziierte er mit *skom* oder *körn* (thirst = Durst) usw.

Er gab sich alle Mühe und nahm mich dadurch so in Anspruch, dass wir uns beide nach etwa einer Stunde müde fühlten. Während wir uns unterhielten, waren wir natürlich die ganze Zeit mit einer Geschwindigkeit von ungefähr vier Meilen pro Stunde marschiert.

Noch einmal kam er auf die weißen Jungen zu sprechen. Dieses Thema schien ihm keine Ruhe zu lassen. „Was meinst Du“, fragte er, „wenn ein weißer Junge nach Tibet käme, worüber würde er lachen?“ „Nun, vielleicht über Eure Angst vor Geistern.“

Wir legten eine Rast ein, um etwas zu uns zu nehmen.

„Jeder hier scheint sich vor Geistern zu fürchten“, sagte er, während wir rohes Gerstenmehl aßen, das er tapfer schluckte. „Selbst die Räuber, die sonst nicht gerade zimperlich sind, fürchten sich vor ihnen. Sogar in Dunghaufen sollen böse Geister wohnen. Mein kleiner Bruder wurde von ihnen ermordet.“ „*Ga-zug?*“ (Wie?) fragte ich. „Böse Geister klopften nachts an die Tür meines Elternhauses. Der arme kleine Junge rief im Halbschlaf *nandu kyod* (Herein). Damit gab er den Dämonen die Macht über sich. Er bekam Fieber und starb kurze Zeit danach.“

Als er an seinen kleinen Bruder dachte, zeigten seine Augen großes Mitgefühl und Mitleid. Er schien sich dadurch sehr von vielen anderen Tibetern zu unterscheiden, denen solche

tiefen Gefühlsregungen offenbar fremd sind. „Bist *Du* niemals von bösen Geistern belästigt worden?“ fragte er kurz darauf. „Nein“, antwortete ich. „Warum nicht?“ „Wahrscheinlich deshalb, weil ich mich nicht vor ihnen fürchte.“

Plötzlich ergriff der junge Tibeter meinen Arm und richtete ihn nach Norden, woher wir gekommen waren. In einer Entfernung von etwas mehr als einer Meile bewegte sich eine Gruppe von Menschen auf uns zu. „*Gyog-pas!*“ (Räuber) schrie er.

Wir beendeten unsere Mahlzeit und marschierten südwärts. Die Räuber führten keine Reittiere mit sich und waren noch weit von uns entfernt. So hoffte ich, ihnen entkommen zu können, indem wir so schnell als möglich marschierten. Je schneller wir allerdings liefen, desto schneller folgten uns auch die Räuber. Es war ein äußerst ungewöhnliches Erlebnis, in einem unbewohnten Territorium von Banditen gejagt zu werden. Was um alles in der Welt hatte eine Räuberbande dazu bewogen, sich in diesem völlig verlassenem Teil Tibets, in dem nicht einmal Nomaden lebten, aufzuhalten?

Die Räuber folgten beharrlich und schnell unseren Fußspuren und bei Einbruch der Nacht war unser Vorsprung, trotz aller Bemühungen, nicht einmal auf eineinhalb Meilen gestiegen. Falls sie vorhatten, uns auch während der Nacht weiterzuverfolgen, mussten sie Fackeln anzünden, um unsere Fußspuren erkennen zu können. Solange hinter uns kein Lichtschein zu sehen war, konnten wir uns bis zur Morgendämmerung in Sicherheit wiegen, doch so müde wie wir auch waren, es blieb uns nichts anderes übrig, als abwechselnd eine anstrengende Nachtwache zu halten. Es ist eine mehr als unangenehme Angelegenheit, seine halbe Nachtruhe zu opfern, wenn man am Vortag eine Distanz von 30 bis 35 Meilen zurückgelegt hat.

Kurz nach Sonnenaufgang setzten wir unseren Weg fort. Fünfzehn Minuten später sahen wir wieder die Räuber. In dieser Gegend gab es keinerlei Vegetation. Fußspuren waren leicht zu verfolgen und die nur leicht hügelige Landschaft

ermöglichte es einem, näherkommende Personen, die sich noch weit entfernt befanden, sofort wahrzunehmen. Wir marschierten, so schnell wir konnten, doch je schneller wir uns voran bewegten, desto mehr beschleunigten die Räuber ihren Schritt. Etwa gegen Mittag hatten wir einen Vorsprung von ungefähr zwei Meilen erreicht und gelegentlich verloren wir unsere Verfolger sogar aus den Augen. Nun war es an der Zeit, zu versuchen, die Räuber in die Irre zu führen.

Als wir an einen kleinen, tiefergelegenen Salzsee kamen, stiegen wir ins Wasser und liefen parallel zum Ufer weiter. Etwas später betraten wir wieder die andere Landseite und rannten so schnell wir konnten entgegengesetzt zu unserer vorherigen Richtung. Als wir einige Geröllhaufen entdeckten, nutzten wir sie als Versteck und ruhten uns aus.

Eine halbe Stunde nach uns kamen die Räuber am See an. Sie bemerkten sofort, dass wir ins Wasser gestiegen sein mussten und bewegten sich um das Gewässer herum, um die Stelle zu finden, an der wir wieder an Land gegangen waren. Da es ein klarer Tag war, konnten wir sie aus unserem Versteck heraus deutlich beobachten. Zu seinem Entsetzen erkannte Ke Shu Kha Ru die Räuber. Es war seine eigene Bande, vor der er geflohen war. Er erkannte auch seinen Bruder, der als stellvertretendes Bandenoberhaupt fungierte. Offenbar hatten sich die Burschen dazu entschlossen, ihren verlorenen Kameraden zurückzuholen und das war wohl auch der Grund dafür, warum man uns in dieser gottverlassenen Einöde verfolgte.

Die Situation war alles andere als angenehm. Gewöhnliche Räuber, denen es nur darum gegangen wäre, uns unsere Habseligkeiten zu nehmen, hätten die Verfolgungsjagd in dem Moment aufgegeben, wo sie unsere Spuren verloren hätten. In diesem Fall war allerdings zu erwarten, dass die Banditen keinen Stein auf dem anderen lassen würden, bevor sie uns nicht gefunden hatten. Ke Shu Kha Ru wollte um keinen Preis freiwillig zu ihnen zurückkehren. Nachdem er zudem jetzt wusste, dass ich ein Weißer war, war ihm klar

geworden, dass weitere Kontakte mit der Bande schon wegen mir zu ernsthaften Schwierigkeiten führen könnten.

Die Räuber gingen dicht am Ufer entlang und passierten dabei auch die Stelle, an der wir aus dem Wasser herausgegangen waren. Es dauerte eine knappe Stunde, bis sie bemerkten, dass sie hereingelegt worden waren, dann umrundeten sie den Salzsee in größerer Entfernung vom Ufer.

Ke Shu Kha Ru, der mehr als genug hatte von seinem Banditendasein, triumphierte. Ebenso wie ich, wollte er schnellstmöglich das Weite vor dieser Bande suchen. Eine Viertelstunde später waren die Räuber weit genug von uns entfernt, sodass wir unseren Zufluchtsort ungesehen verlassen konnten. Im Schutz meines erdfarbenen Zelttes, das ich der Tarnung wegen über uns geworfen hatte, krochen wir eine wenige hundert Yard entfernte Anhöhe hinauf. Kaum auf der anderen Seite, marschierten wir mit vollem Tempo in östliche Richtung und wenn es unsere Kondition zuließ, rannten wir auch hin und wieder. Kurze Pausen legten wir nur ein, um etwas zu uns zu nehmen. In der kommenden Nacht hielten wir wieder abwechselnd Wache.

In der zweiten Nachthälfte weckte mich der Junge. Ein schwacher Feuerschein war in einiger Entfernung zu sehen. Die Banditen hatten vermutlich begriffen, dass wir ihnen in Bezug auf Ausdauer und Energie so sehr überlegen waren, dass sie uns nur ergreifen konnten, wenn sie uns Tag und Nacht verfolgten. Nach ihrer ersten Umrundung des Sees hatten sie gemerkt, dass wir so schlau gewesen waren, um ihnen einen vier Meilen langen und sinnlosen Umweg zu beschaffen, der uns einen riesigen Vorteil eingebracht hatte. Als sie das zweite Mal in weiterem Abstand vom Ufer um den See liefen, hatten sie unsere neue Spur entdeckt, an der sie erkannten, dass wir abwechselnd marschierten und rannten. Nun wussten sie, dass sie uns niemals kriegen würden, wenn sie nicht bereit waren, eine Nachtruhe zu opfern.

Wir setzten unseren Weg durch die Nacht fort und orientierten uns an den Sternen. Ke Shu Kha Ru, der sehr müde war, betrachtete das Ganze wie ein Sportler einen Wettkampf und bestand den Härtetest mit Bravour. Neben seinem intensiven Gefühlsleben und seiner enormen Intelligenz, schien er auch über einen eisernen Willen zu verfügen.

Er wollte ein Gespräch beginnen. Ich unterbrach ihn und erklärte ihm, dass wir uns in einer verzweifelten Situation befänden und es uns nicht leisten könnten, auch nur im geringsten etwas von unserer körperlichen Kraft zu verschwenden, da wir unsere volle Lungenkapazität benötigten, um so schnell wie möglich vorwärts zu kommen.

Als wir einen geeigneten Ort gefunden hatten, verwischten wir unsere Fußspuren um unsere Verfolger von uns abzulenken. Dann änderten wir unsere Marschrichtung und gingen nach Süden.

Eine halbe Stunde später ging die Sonne auf. An den Füßen des Jungen zeigten sich bereits Blasen. Trotz seiner Tapferkeit machte sich ein Erschöpfungszustand bemerkbar. Überwiegend rohes Gerstenmehl, 45 Meilen pro Tag Marschieren und Rennen und nur wenige Stunden Schlaf in der Nacht, können selbst einem kräftigen und kerngesunden Mann zusetzen.

„*Ga-zug tsho-tshe?*“ („Was sollen wir nur tun?“), fragte er wieder und wieder. „Du darfst den Lamas nicht in die Hände fallen. Mein Bruder ist ein *myi-bzan-po* (ein guter Mensch), aber wenn sie uns schnappen und herausfinden, dass Du ein Weißer bist, kann es übel ausgehen. Vielleicht übergibt er Dich den Priestern.“

Nach einer kurzen Pause marschierten wir nahezu zehn Stunden am Stück. Seine Füße bekamen immer mehr Blasen, aber er weigerte sich beharrlich stehenzubleiben. Als ich ihm anbot, ihn auf meinem Rücken zu tragen, biss er die Lippen zusammen und sagte ganz entschieden: „*Me, me, me.*“ („Nein, nein, nein.“)

Plötzlich sah ich einige Tropfen Blut in seinen Fußspuren. Ich ging auf ihn zu, packte ihn und versuchte ihn gewaltsam auf meinen Rücken zu setzen, doch er leistete so hartnäckig Widerstand, dass ich schließlich mein Vorhaben wieder aufgab. Wir befanden uns in einer äußerst unangenehmen Lage. Ganz oben, von einer Hügelkette aus, konnten wir die Räuber sehen, die gewaltig aufgeholt hatten und nur noch ungefähr zweieinhalb Meilen von uns entfernt waren. Hierbei muss erwähnt werden, dass in den einsamen Gebieten von Nord- und Mitteltibet, in denen keine Flora vorhanden und die Luft ganz klar ist, Menschen in einer Entfernung von mehreren Meilen sichtbar sind, wenn sie sich nicht hinter Anhöhen aufhalten. Wir waren uns im Klaren darüber, dass die Banditen uns in der kommenden Nacht gefangen nehmen würden, falls sie sich dazu entschlossen, unsere Spuren im Schein ihrer Fackeln zu verfolgen, was sehr wahrscheinlich war. Und selbst wenn wir ihnen wie durch ein Wunder entgehen sollten, hatten wir damit zu kämpfen, dass sich unsere Nahrungsmittelvorräte dem Ende neigten und wir sie ab dem nächsten oder übernächsten Tag rationieren mussten.

Doch dann kam uns die Natur selbst zu Hilfe. Als wir am Nachmittag durch eine Senke marschierten, setzte plötzlich ein Donnern ein, als rasten mehrere hundert U-Bahnzüge direkt unter unseren Füßen hindurch. Riesige Felsblöcke und sonstiges Gestein rollten von allen Seiten herab. Es war das erste von vielen Erdbeben, die ich in den kommenden Tagen in Tibet noch erleben sollte. Es dauerte mehrere Minuten und war von einer solchen Heftigkeit, dass es kaum noch möglich war, sich auf den Beinen zu halten. Ke Shu Kha Ru wich den Steinen gelassen aus, und ich hatte den Eindruck, dass er in diesen Dingen einige Routine hatte. Gleichzeitig bemerkte ich, dass seine Füße immer stärker bluteten.

Allem Anschein nach hatte sich dieses Erdbeben räumlich weit ausgedehnt und damit zu einer völligen Auslöschung unserer Fußspuren geführt. Höchstwahrscheinlich hatten die

Banditen unsere Fährte verloren. Da wir beide todmüde waren, stellten wir so schnell wie möglich unser Zelt auf und schliefen bald ein.

Es musste gegen Mittag des nächsten Tages gewesen sein, als ich aufwachte. Es regnete in Strömen. Ich sah mich um. Ke Shu Kha Ru war verschwunden.

Ich blickte aus dem Zelt hinaus. Niemand war zu sehen. Ich rief in alle Richtungen. Keine Antwort! Was war mit dem Jungen passiert? Ich ging hinaus in den Regen um die Umgebung abzusuchen. Der sintflutartige Regen hatte sämtliche Spuren verwischt. Es gab nicht mehr den geringsten Hinweis darauf, wohin er gegangen war. Da sich ein Teil seiner Habe noch im Zelt befand, wusste ich nicht, ob er vorhatte, zurückzukehren, als er es verließ.

Ich wartete. Stunde um Stunde verstrich und immer wieder ging ich hinaus und rief so laut ich konnte seinen Namen. Ich hörte nichts - außer dem fortwährenden heftigen Prasseln des Regens.

Es wurde dunkel und der Junge war noch immer nicht zurück. Vielleicht war er in der Nacht aufgestanden, hatte das Zelt für kurze Zeit verlassen, um gleich darauf zurückzukommen und hatte sich dabei in der Wüste verirrt. Gelegentlich soll dies vorkommen. Die Tibeter glauben, dass Menschen, die ihr Zelt in der Einöde verlassen, ihren Orientierungssinn durch den Einfluss unsichtbarer Dämonen verlieren und so in eine falsche Richtung laufen und nicht mehr zurückfinden - zur Freude der Dämonen, die mit großem Vergnügen dabei zusehen, wie ihr Opfer in der Wüste zugrunde geht.

Sollte der arme Kerl tatsächlich von seinem Weg abgekommen sein, war sein Schicksal besiegelt. Weder besaß er geographische Kenntnisse noch die Erfahrungen eines Mannes, der bereits viele Wüsten dieser Welt allein durchquert hatte. Vermutlich würde er im Kreis herumlaufen und elendig verhungern und erfrieren.

Die ganze Nacht hindurch starrte ich hinaus in die Finsternis. Als es in der zweiten Hälfte aufhörte zu regnen, zündete ich ein kleines Feuer an, um ihm den Weg zu weisen, falls er sich verirrt haben sollte.

Der Morgen kam, aber Ke Shu Kha Ru blieb verschwunden. Ich wusste, dass es meine Pflicht war, zu warten, auch wenn jede Minute kostbar war. Nur wenige Monate später würde Nordtibet im Schnee versinken und mir jedes Vorwärtskommen unmöglich machen, wenn ich zu lange wartete. Außerdem lag der größere Teil der Expedition, für die ich all diese damit verbunden Härten und Entbehrungen auf mich genommen hatte, noch vor mir. Darüber hinaus war mir klar, dass ich meine Tarnung als verkleideter Tibeter die kommenden Wintermonate hindurch nicht aufrecht erhalten konnte.

Gerade jetzt, wo ich mich nach all diesen Schwierigkeiten und Torturen nur noch wenige hundert Meilen vom Ziel meiner Reise - den geheimnisvollen Klöstern und Eremiten - entfernt befand, musste ich mich wohl oder übel einer Zwangspause aussetzen, um inmitten dieser trostlosen Wüste auf meinen armen Freund zu warten.

Alles, was ich für ihn tun konnte, bestand darin, einige Tage auszuharren, Tag und Nacht nach ihm Ausschau zu halten und in drei Nächten ein Feuer anzuzünden, an dem er sich orientieren konnte, falls er noch lebte und es sah.

Ihn in dieser Wildnis ausfindig machen zu wollen, wäre der berühmten Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen gleichgekommen und ich hatte schließlich auch nicht die geringste Ahnung, wo ich mit meiner Suche hätte beginnen sollen. Dazu kam, dass meine Lebensmittelvorräte nun sehr schnell dahinschwanden.

So blieb mir nur noch die Möglichkeit, ihm durch meine nächtlichen Feuer zu signalisieren, wo ich mich aufhielt. Dafür opferte ich sogar einen Teil meiner Ausrüstung, da ich das kleine Feuer, das mehrere Nächte lang brannte, stündlich neu entfachen musste. Tagsüber konnte ich überhaupt

nichts tun - nur Warten. Hätte ich die unmittelbare Umgebung des Zeltcs verlassen, wäre ich Gefahr gelaufen, dass der Junge mich bei seiner eventuellen Rückkehr nicht vorgefunden hätte. Da er nicht Lesen konnte, wäre es auch sinnlos gewesen, eine Nachricht zu hinterlassen.

Drei Tage später brach ich, halbverhungert und todtraurig, in Richtung Süden auf. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, welches Schicksal Ke Shu Kha Ru ereilt hatte. Hatte er sich tatsächlich verirrt und war einen langsamen und furchtbaren Hunger- oder Kältetod gestorben? Hatte er mich freiwillig verlassen, weil er glaubte, seine Anwesenheit würde für mich eine zusätzliche Gefahr bedeuten? Oder hatten die Räuber unsere Spur doch noch gefunden und den Jungen mitgenommen und mich verschont, weil ich ein paar Tage zuvor einem ihrer Bandenmitglieder das Leben gerettet hatte? Die erste Möglichkeit erscheint am Wahrscheinlichsten.

Was mag wohl im Kopf dieses klugen und warmherzigen Jungen vor sich gegangen sein, während er durch die Einsamkeit wanderte, hungernd und frierend, den Tod vor Augen? Sollte diese einzigartige Einheit von ungeheurer Intelligenz, tiefster Gefühlsstärke und eiserner Willenskraft, wie ich ihr in der menschlichen Verkörperung von Ke Shu Kha Ru begegnete, ein bloßes Zufallsprodukt der Natur gewesen sein? Sollte diese junge Knospe, die gerade zu erblühen begann, vom Schicksal dazu verdammt gewesen sein, ihr junges Leben auf dem Boden einer trostlosen Wüste zu beenden? Sollte dieses wunderbare Licht nur aufgeleuchtet haben, um gleich wieder zu erlöschen?

Vielleicht hält einmal in ferner Zeit ein einsamer Wanderer inmitten der endlosen Steppen Tibets vor einem ausgebleichten menschlichen Gerippe inne. Niemand wird jemals wissen, ob es die sterblichen Überreste von Ke Shu Kha Ru sind.

Ritt der Dämonen

Viele Klöster Tibets, die zu den geheimnisvollsten dieser Welt zählen, sind noch nie von einem Weißen betreten worden. Sie unterscheiden sich deutlich voneinander hinsichtlich ihrer Größe, ihres Standortes und der Einstellung ihrer Mönche gegenüber dem Besucher, der in der Regel allerdings, wie eine willkommene Milchkuh, etwas herablassend und voller Einfallsreichtum, gründlich gemolken wird, ganz gleich, ob er arm oder *tshugpo* ist. (Das tibetische Wort *tshugpo* = reich, leitet sich von dem Begriff *tshug* = Rinder ab. „Reich“ ist in Tibet also jemand, der Rinder besitzt. Daran lässt sich erkennen, dass die Rinderzucht eine bedeutende Rolle beim Broterwerb des tibetischen Volkes einnimmt.)

Manche Klöster, z.B. Tashi-Gembe, sind sehr klein und beherbergen nicht mehr als 300 Mönche, während andere mindestens zehn Mal so groß sind. Einige, wie Dsog-tshen, befinden sich hoch im Norden, in nahezu unzugänglichen Gebieten des Landes, doch viele haben sich auch in den fruchtbaren Tälern Südtibets niedergelassen.

Die Anzahl der Besucher variiert je nach Jahreszeit beträchtlich. Die religiösen Feste, auf denen eine fröhliche und ausgelassene Stimmung vorherrscht, was in starkem Gegensatz zu den Lehren der Buddhisten steht, denen zufolge alles Leben von Natur aus schlecht ist und die Flucht aus dem Rad der Wiedergeburt und allem materiellen Dasein oberste Priorität besitzt, sind natürlich die Hauptattraktion.

Nicht weit von dem Ort, an dem ich mit verschiedenen Meditationsübungen, wie sie von den Lamas angewendet werden, vertraut gemacht hatte, sollte in Kürze eines der berühmten tibetischen Orakel, ein sogenanntes *sungmi*, ein nahegelegenes Kloster besuchen. Mehrere tausend Pilger

strömten bereits zu dem Kloster, um zu erleben, wie die Dämonen zur Erde herabstiegen und den Körper des Orakels in Besitz nahmen. Als ich vor dem Kloster eintraf, erkannte ich sofort, dass etwas Außergewöhnliches stattfinden würde. Eine riesige Pilgerschar drängte sich aus allen Richtungen durch die Tore. Fliegende Händler hatten sich an allen Ecken und Enden niedergelassen und boten Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs feil. Es herrschte ein Treiben, das an eine größere Messe in einer westlichen Stadt erinnerte. Geschäftig wirkende Lamas in hellen Gewändern liefen hin und her und überall sah man ungewöhnlich viele Tempelfahnen und andere dekorative Stoffstücke.

Die Dämonen sollten vor den Augen des anwesenden Publikums vom Körper des *sungmi* Besitz ergreifen. Darüber hinaus war eine zusätzliche Sensation vorgesehen - die Lamas hatten sich entschlossen, am folgenden Tag ein religiöses Theaterstück aufzuführen. Solche Aufführungen dauern in Tibet wesentlich länger als Vorstellungen, wie wir sie kennen und werden äußerst sorgfältig einstudiert.

Jedesmal, wenn ein Lama erschien, der sich mit seinem seltsamen Kostüm und seiner noch seltsameren Maske einen Weg durch die Massen hin zur Bühne bahnte, wogte die Menschenmenge innerhalb der engen Klostermauern vor und zurück. Als ich um eine Ecke bog, stieß ich auf drei Lamas, die gestreifte Roben und überdimensionale Masken trugen, die ihre Gesichter verbargen. Jeder von ihnen hielt ein Schwert in seiner rechten Hand. Meine Minikamera (die später von Räubern zerstört wurde), hatte ich im linken Ärmel meines tibetischen Gewandes versteckt. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, meinen Arm ein wenig zu heben, um eine Aufnahme von den Lamas aus kurzer Entfernung zu machen. Es war zwar nicht ungefährlich, aber dennoch würde sich das Risiko lohnen. Selbst ein kleines Foto, das unter solchen Bedingungen nur selten eine

brauchbare Vergrößerung zulässt, kann ein Dokument von unschätzbarem wissenschaftlichen Wert darstellen.

Da keiner der Lamas und auch niemand von den anwesenden Tibetern etwas bemerkt hatte, wurde ich etwas dreister. Ein paar Minuten später erreichte ich eine Art kleinen Platz, auf dem sich ein Lama, der in dem Theaterstück auftreten würde, aufhielt und von einer kleineren Gruppe Tibeter interessiert angestarrt wurde. Sein Kostüm bestand aus einer Totenkopfmaske und einem Umhang, auf dem in Höhe seiner Brust Rippen aufgemalt waren. Offenbar war ihm in dem Theaterstück die Rolle des Sensenmannes zugedacht. Die neugierigen Blicke schienen ihn keineswegs zu stören und er setzte sich sogar noch etwas in Pose, sodass die Umstehenden ihn auch ausführlich betrachten konnte. Die Menge hielt respektvollen Abstand und die Lichtverhältnisse waren so vorzüglich, dass ich ein zweites Mal nicht umhin kam, von meinem Fotoapparat Gebrauch zu machen. Diesmal wäre es allerdings um Haaresbreite schiefgegangen. Dem Lama und den anderen Tibetern war das leise Klicken meiner Kamera nicht entgangen. Der „Sensenmann“ machte einen schnellen Schritt in Richtung seiner Bewunderer, doch ich hielt meine Arme schon wieder, wie gewöhnlich, unauffällig verschränkt hinter meinem Rücken. Der Lama zog kopfschüttelnd davon und die Tibeter begannen sofort damit, über geheimnisvolle Geräusche, die angeblich von Geistern stammten, zu rätseln.

Eine halbe Stunde später bewegte sich die Menge zum Innenhof des Klosters hin, wo der *sungmi*, eines der berühmten tibetischen Orakel, die Dämonen, vor den Augen des Publikums, in seinem Körper empfangen würde. Obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht hatte, der Masse, wann immer es mir möglich war, aus dem Weg zu gehen, fand ich diesmal keine Gelegenheit, mich abseits zu stellen. Der gesamte Hof und die ihn umgebenden Galerien waren bis zum Bersten voll von Tausenden Pilgern und Hunderten von Mönchen, die hier lebten.

Unmittelbar nach dem ich das „Skelett“ durch das Klicken meiner Kamera so in Verwirrung gebracht hatte, begab ich mich in den Innenhof, um einen Platz direkt an der Bühne zu erheischen, von wo ich alles aus nächster Nähe verfolgen konnte. Eine Stunde später schob sich die Menge hinein. Als das große Ereignis kurz bevorstand, verwandelte sich das fröhliche Lachen und Geschnatter der Menschen nach und nach in atemlose Spannung.

Dann erschien der *sungmi*. Sein feierlicher Einzug wurde von vielen hochrangigen Lamas begleitet. Er war mittleren Alters, kräftig und gut gewachsen und trug helle Kleidung von hervorragender Qualität. Allem Anschein nach handelte es sich um einen außerordentlich betuchten Mann. Es gilt als Tatsache, dass die *sungmis* zu den höchstbezahlten Berufsgruppen Tibets zählen. Von Narbu, dem wohlhabenden Tibeter, mit dem ich im Verlauf meiner Reise noch Freundschaft schließen sollte, erfuhr ich, dass das Einkommen eines *sungmi* dem Einkommen *mehrerer tausend* Nomadenfamilien entspricht. Die Einnahmen eines *sungmi* bei einer solchen öffentlichen Veranstaltung sollen sogar *das jährliche* Einkommen von fünfzig Nomadenfamilien erreichen!

Das Orakel bewegte sich langsam und würdevoll auf seinen Platz zu und ließ sich im Schneidersitz nieder, während die Lamas, mit Ausnahme einiger älterer hochrangigerer Brüder, die auf ihren *g yab-bols* (Kissen, an deren Anzahl sich der Rang des jeweiligen Lamas erkennen lässt) saßen, der Zeremonie im Stehen beiwohnten.

Es erklangen Glocken und Priester zogen um das Orakel im Kreis mit Weihrauchschwenkern herum, die meist aus dem oberen Teil von Totenschädeln bestehen. Die Atmosphäre war ungeheuer spannungsgeladen und jeder starrte gebannt auf den *sungmi*, der langsam in einen Trancezustand verfiel. Sein Gesicht wurde bleich, seine Finger verkrampften sich und wieder und wieder wurde sein ganzer Körper von Krämpfen geschüttelt. Der große Augenblick war gekommen! Die Dämonen ergriffen Besitz von seinem Körper. Die

Lamas stießen in Trompeten um die Ankunft der Dämonen anzukündigen.

Von Minute zu Minute verstärkte sich das Zucken des Orakels. Dann warf sich sein ganzer Körper vorwärts und rückwärts, als ob er von einer unsichtbaren Macht hin und her gestoßen würde.

Die Masse verlor die Beherrschung. Ihre atemlose Spannung begann sich durch vereinzelte Begeisterungsschreie und eine seltsame Art religiöser Raserei Luft zu machen. „*Lha shon*“, sagte ein alter Tibeter, der neben mir stand. Ich verstand ihn nicht. *Lha* bedeutet Gott oder Dämon und *shon* reiten. „Der Dämon reitet!“ Was könnte er damit gemeint haben? Während der Körper des *sungmi* immer wilder zuckte und die Masse sich wie wild gebärdete und schrie, fragte ich mich, was „der Dämon reitet“ bedeutete. Plötzlich wusste ich die Antwort. Der Dämon war in das Orakel herabgestiegen um dessen Körper zu reiten, so wie ein Reiter sein Pferd.

Der *sungmi* war nun so in Ekstase, dass ein westlicher Arzt sich sicherlich einige Sorgen um ihn gemacht hätte. Es hatte fast den Anschein, als würde er sich jeden Moment die Zunge abbeißen oder einen Herzschlag bekommen und tot zu Boden fallen. (Die tibetische Aussprache erfordert es sehr oft, die Zunge zwischen die Zähne zu nehmen. Dadurch haben es sich viele Tibeter angewöhnt, die Zunge ständig zwischen den Zähnen zu halten. Tatsächlich werden etwa sechs der 28 tibetischen Konsonanten mit der Zunge zwischen den Zähnen ausgesprochen.) Sein Gesicht wurde dunkelrot und schwoll an, als habe ihm jemand eine Drahtschlinge um den Hals gelegt um ihn zu erwürgen. Blut trat ihm aus Mund, Ohren und Nase und er begann zu brüllen wie ein wildes Tier. Wieder erschallten die Trompeten und ein Lama bedeutete der Menge zu schweigen.

Der Höhepunkt der Zeremonie war gekommen. Der Dämon hatte jetzt den Körper des *sungmi* vollständig unter Kontrolle. Nun war es gestattet, Fragen an ihn zu richten. Einige Lamas erschienen mit Zetteln, auf die die Fragen geschrie-

ben waren. Das Orakel nahm einen Zettel nach dem anderen und strich sich damit über die Schädelkrone. Jede Frage beantwortete es mit tiefer Stimme, sodass nur die um ihn versammelten Lamas hören konnten, was es sagte. Seine Antwort auf mindestens eine der Fragen war von einem derartigen Stöhnen und Ächzen überlagert, dass sie wohl kaum irgendeinen Sinn ergeben haben dürfte. Die Antworten wurden jedoch von den umstehenden Lamas, egal wie weit sie vom Orakel entfernt standen, sorgfältigst notiert. Fragt sich nur, wie sie dieses unverständliche Gekrächze zu Papier brachten und wie sie es interpretierten.

Den tibetischen *sungmis* wird weit mehr Respekt entgegengebracht, als den einfachen pawos (Medien), die sich ebenfalls in Trance begeben können und Fragen unter dem Einfluss von Dämonen beantworten.

Nach Ansicht der weisen Männer Tibets, ist die Öffnung des Körpers für unsichtbare Wesenheiten, die diesen zeitweise in Besitz nehmen sollen, ganz gleich welches Ziel damit verfolgt wird, *eines der größten Verbrechen, das ein Mensch an seiner Seele verüben kann*. Der göttliche Funke im Menschen, seine Seele, wird dadurch schwer geschädigt. Verlässt die Seele einen solchen Menschen, bleibt er auf immer und ewig seelenlos und gerät automatisch auf den abwärts gerichteten Pfad des Lebens, der ihn entgegengesetzt der Evolution, ins Nichts und in die völlige Auflösung führt. Alle hässlichen Tier- und Pflanzenarten (wie z.B. Schlangen, Kröten, Parasiten usw.) sind den Weisen zufolge Wiedergeburt dieser gefallen Wesen.

Die tibetischen *sungmis* führen ein unnatürliches Leben um ihre Fähigkeit, sich ihren Göttern und Dämonen zu Verfügung zu stellen, aufrecht erhalten zu können. Sexueller Verkehr ist für sie ein Tabu. Aus geschäftlichen Gründen verzichten sie freiwillig auf viele Annehmlichkeiten des Lebens. Unter anderem müssen sie auch eine besondere Diät einhalten. Hinsichtlich ihrer Ernährungsweise kamen mir unterschiedliche Berichte zu Ohren, doch scheint ihnen der Ver-

zehr von Eiern und einigen Fleischsorten strikt untersagt zu sein.

Vom rein materiellen Aspekt aus gesehen, lassen sich die tibetischen *sungmis* durchaus mit diversen Insassen westlicher Nervenkliniken vergleichen, die unter „Persönlichkeitspaltung“ leiden, wie es in der medizinischen Fachsprache heißt. Ein Okkultist und ein rational denkender Psychiater würden dieser Aussage wohl kaum gleichermaßen zustimmen, da jeder von beiden das Problem aus einer anderen Richtung angehen würde. Unter Nervenärzten gilt es als Tatsache, dass in praktisch allen Fällen von Geisteskrankheit eine entsprechende körperliche Krankheit vorhanden ist, d.h., dass der Nervenarzt eine geistige Krankheit als Folge einer physischen Krankheit ansieht. Der Okkultist vertritt den entgegengesetzten Standpunkt. Er sieht die Ursache des Leidens (z.B. Besessenheit) im Seelischen, das eine körperliche Krankheit auslöst. Sowohl der Psychiater als auch der Okkultist hat, aus seinem jeweiligen Blickwinkel heraus gesehen, recht, und es ist nicht zu erwarten, dass beide Experten, hinsichtlich der Ursache von Geisteskrankheiten, auf einen gemeinsamen Nenner kommen.

Nachdem der *sungmi* eine Reihe von Fragen beantwortet hatte, begann der spektakuläre Teil der Darbietung, bei dem es sich offensichtlich um eine bewusste Inszenierung für die Masse handelte, insbesondere für die Mehrheit der Besucher, der es nicht gelungen war, einen Platz in vorderster Front zu ergattern, von wo aus man das Gesicht des Orakels sehen konnte.

Zwei Lamas erschienen, die ein riesiges Schwert trugen, das so schwer zu sein schien, dass sie sich unter ihrer Last krümmten. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich sofort bemerkte, dass man für diese Arbeit die beiden kraftlosesten und kleinsten Glaubensbrüder herangezogen hatte. Offenbar wollte man mit *zwei* Schwerträgern die optische Wirkung vergrößern, um die Menschen stärker zu beeindrucken, vor allem diejenigen, die so weit entfernt stan-

den, dass sie nicht mitbekamen, dass die beiden Lamas sehr schwächlich waren.

Jetzt wurde das Schwert feierlich dem *sungmi* überreicht, der aufstand und es mit der Spitze gegen den Boden hielt. Dann nahm er das Schwert in beide Hände und bog es mit bloßen Händen zusammen, als sei es aus Wachs. Daraufhin wurde das verbogene Schwert sofort den Menschen vorgehalten, die sich kreischend um das geheimnisvolle Objekt zusammendrängten. Sie konnten sich nun davon überzeugen, dass es ungefähr 25 Pfund wog und sein Stahl so hart war, dass selbst der stärkste Mann es nicht mit bloßen Händen hätte verbiegen können. Das Schwert blitzschnell durch ein anderes zu ersetzen, wäre unmöglich gewesen, da sich der gesamte Vorgang direkt vor den Augen mehrerer tausend Zeugen abspielte.

Über derartige Fälle von „Persönlichkeitsspaltung“, in denen Menschen unerklärliche physische Kräfte unter Beweis stellten, wurde übrigens auch von westlichen Psychiatrien und Parapsychologen berichtet.

Das Verbiegen des Schwertes hatte die tibetische Masse in die reinste Hysterie versetzt. Menschenmengen entwickeln leicht und schnell eine „Gruppenseele“, in der der Einzelne sich nicht mehr so verhält, wie er sich üblicherweise verhält. Eine Menschenmenge besteht in Wirklichkeit nicht aus der Gesamtsumme aller einzelnen Anwesenden. Die Anwesenden bilden vielmehr eine spontane *neue Einheit*, die von einer Art „Gruppenseele“ aktiviert wird. Dabei fällt der Einzelne zeitweilig in ein „Gruppenbewusstsein“ zurück, aus dem sich der zivilisierte Mensch gerade herauszuentwickeln beginnt. Ich bin der Überzeugung, dass nur die größten unserer Geister, wie beispielsweise Shakespeare oder Goethe, in der Lage waren, ein vollkommen unbeeinflussbares Dasein zu führen, das sie daran hinderte, hin und wieder ins „Gruppenbewusstsein“ abzugleiten.

Die sanftmütigen Tibeter, die nicht einmal im Traum daran gedacht hätten, so zu reagieren, stürzten nach vorne, um

dem *sungmi* nahe zu sein, der noch immer ruckartig vor- und zurückschnellte und gerade damit begonnen hatte, heftig in alle Richtungen zu spucken. Was für eine Ehre für einen einfachen Tibeter, von einem *sungmi* bespuckt zu werden, der soeben von einem Gott oder Dämonen „geritten“ wurde! In seinem ganzen Leben würde er diese höchste Auszeichnung nicht vergessen!

Die tobende Masse schob mich vorwärts in Richtung des Orakels. Frauen und Kinder kreischten und ernsthafte Zwischenfälle schienen vorprogrammiert zu sein. Doch tibetische Lamas haben jede Situation im Griff. Sofort marschierte die „Polizeitruppe“ des Klosters, rund 60 mit Schlagstöcken und Peitschen bewaffnete Lamas der kräftigeren Sorte, auf. Innerhalb von einer Minute verwies sie die Masse brutal und rücksichtslos in ihre Grenzen zurück. Die prügelnden Lamas taten alles, um der Menge ihre Schlagkraft zu demonstrieren. Nicht einmal Frauen und Kinder blieben verschont. Ich befand mich in einer der vordersten Reihen und versuchte mich etwas zu bücken - sofern dies unter so vielen Menschen möglich war - um mich und eine hübsche junge Tibeterin, die neben mir stand, so gut es ging, vor den pausenlos auf uns niederprasselnden Hieben der Polizeilamas zu schützen.

Nachdem sie es geschafft hatte, die erste Reihe ungefähr 20 Yard von dem *sungmi* zurückzudrängen, zog sich die Prügeltruppe zurück, offensichtlich stolz und zufrieden auf ihr schnelles und wirksames Eingreifen, das zur Wiederherstellung der Ordnung geführt hatte.

Das Mädchen war an den Händen, die sie sich schützend vors Gesicht gehalten hatte, von einem Peitschenhieb getroffen worden. Obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht hatte, innerhalb eines tibetischen Klosters nicht zu sprechen und mich taubstumm zu stellen, machte ich in diesem Fall eine Ausnahme und fragte: „*Kyod zurmo rag?*“ („Tut es weh?“.) Sie lächelte und es entwickelte sich ein Gespräch. Ihr Name war Dolma. Sie war von weit her gekommen, aus

einem Dorf in der Nähe von Taratshan. Zusammen mit ihrer Mutter hatte sie sich einer großen Gruppe *neskorpas* (Pilger) angeschlossen und war hierher gekommen. Am übernächsten Tag wollten sie wieder die lange Heimreise zu ihrem Dorf antreten. Während der Auseinandersetzung mit den Lamas war sie von ihrer Mutter und ihren Freunden getrennt worden, denen sie sich nach Beendigung der Zeremonie wieder zugesellen wollte.

Sie war ein sehr hübsches Mädchen, das obendrein noch über eine außergewöhnliche Intelligenz verfügte, wie ich nach etwa zehn Minuten feststellte, in denen wir uns ange-regt unterhalten hatten. Bedauerlicherweise sind nicht alle Frauen ebenso klug wie attraktiv. Die Natur ist offenbar nicht gerade gewillt, das gleiche Wesen mit zu vielen guten Gaben zu bedenken. Sie wollte wissen, wie ich hieß und woher ich kam. „Mein Name ist Chedi“, sagte ich. „Ich bin gekommen, um den *sungmi* und das Stück zu sehen, das morgen aufgeführt wird.“ „Mit wie vielen Leuten bist Du gekommen?“ wollte sie wissen. „Ich bin ganz alleine“, antwortete ich. Sie lachte herzlich und zeigte dabei betont ihre wunderschönen Zähne. „Das ist kein Scherz“, sagte ich. „Ich bin wirklich alleine unterwegs.“ „Dann bist Du bestimmt ein *ladki*. (Ein Einwohner von Ladakh.) Nur ein *ladki* reist alleine. Ich habe übrigens noch nie einen *ladki* getroffen. Sprechen alle *ladkis* so ein originell klingendes Tibetisch?“ Dutzende laute Trompetenstöße unterbrachen unsere Unterhaltung. Der *sungmi* bewegte sich nicht mehr und wirkte starr wie eine Leiche. Sein Gesicht hatte einen gelblichen Farbton angenommen und bot einen scheußlichen Anblick.

„Möchtest Du meine Mutter und meine Freunde kennenlernen?“ fragte Dolma. „Nein“, erwiderte ich. Sie sah mich enttäuscht an. „Warum nicht?“ „Ich möchte en-pa (alleine) sein.“ „Auch wenn ich bei Dir bin?“ „Nein, Du bist eine Ausnahme.“ Ihr Gesicht hellte sich wieder auf. Ich betrachtete ihre Kleidung. Sie war sehr sauber, was in Tibet geradezu eine Seltenheit ist.

Noch einmal erschallten die Trompeten. Nach kurzer Pause erfolgten dann mehrere kurze Trompetenstöße nacheinander, die verkündeten, dass die Götter oder Dämonen endgültig verschwunden waren.

Der *sungmi* wurde von derart vielen Helfern umringt, die ihm Getränke reichten, ihn wuschen und massierten, dass er kaum noch zu erkennen war. Lediglich einigen Dutzend Lamas und seiner persönlichen Dienerschaft war es gestattet, sich ihm zu nahen. Die Menschenmenge, die noch immer auf Distanz gehalten wurde, begann sich zu zerstreuen.

„Gehst Du jetzt zu Deinen Freunden zurück?“ fragte ich Dolma.

„Das hat keine Eile, Chedi“, sagte sie, während sie sorgfältig ihr schönes Haar in Ordnung brachte. „Ich habe noch eine Stunde Zeit bis zum verabredeten Essen. Und was machst Du?“ „Ich werde das Kloster verlassen, hier in der Umgebung übernachten und morgen wieder da sein, wenn das Stück beginnt.“

„Wo steht Dein *gur* (Zelt), Chedi?“ „Ich habe es, ebenso wie meine Decke, um meinen Körper herumgewickelt“, sagte ich lächelnd. „Ah, Du trägst Dein Haus immer bei Dir, indem Du Dich einfach darin eingewickelt hast“, erwiderte sie fröhlich. „Ja, aber das restliche Gepäck habe ich in der Nähe versteckt.“ „Du bist ein komischer Mensch!“ rief sie. Nach und nach verlagerte sich unsere Konversation auf geistigere Ebenen. Eine halbe Stunde lang diskutierten wir über Milaspa, von den Tibetern kurz Mila genannt, und Padmasambhava, der Sagen verfasst hatte, die ganz im Gegensatz zu den sanften und heiteren Erzählungen von Mila standen, und von abscheulichen kannibalischen Szenen und unvorstellbaren Grausamkeiten nur so strotzten.

Dieses zierliche Mädchen, das weit oberhalb des Bildungsniveaus der übrigen Tibeter lag, faszinierte mich mehr und mehr. „Gibt es in Deinem Dorf noch andere *bu-mo-mdzesma* (hübsche Tibetermädchen), die so viel Wissen haben, wie Du?“ fragte ich. „Wohl kaum“, sagte sie. „Wo hast Du all

das gelernt?" „Das ist mein Geheimnis. Ich habe Lehrer." „Wie steht Deine Mutter zu Deinen Lehrern?" „Wahrscheinlich wäre sie mit ihnen nicht einverstanden", meinte sie, „aber sie kennt sie nicht." „Warum nicht?" „Sie würde sie nie verstehen, deshalb habe ich sie ihr auch nicht vorgestellt." Dolma versprach mir, sich am kommenden Morgen von ihren Freunden zu entfernen. Danach würden wir eine Stunde für uns haben und anschließend gemeinsam ins Kloster gehen, um uns das Theaterstück anzusehen. „Leb' wohl", sagte Dolma. „Leb' wohl, Chedi... aus Ladakh!" Dann lachte sie fröhlich und lief davon. Sollte ich mich getäuscht haben, oder hatte ich tatsächlich einen spöttischen Gesichtsausdruck bei ihr wahrgenommen, als sie sagte „... aus Ladakh"? Als wir uns am nächsten Tag trafen, begann Dolma sofort damit, mich über die Gefahren aufzuklären, denen ich mich ausgesetzt hatte - nachts, alleine in meinem Zelt, etwa zehn Meilen vom Kloster entfernt. „Es treiben sich hier viele Räuber herum", meinte sie. „Heute, ganz früh am Morgen, begegneten unserer Pilgergemeinschaft zwei *neskorpas* (Alleinreisende). Sie waren weiß Gott nicht zu beneiden. Fast alles, was sie besaßen, war ihnen geraubt worden. Nachdem sie an uns vorübergezogen waren, amüsierten sich meine Mutter und die anderen Pilger köstlich über sie." „In vielen anderen Ländern, bringt man denjenigen, die beraubt wurden, sein Mitleid entgegen, oder tut wenigstens so", sagte ich und erkannte sofort meinen Fehler, von „anderen Ländern" gesprochen zu haben. Sie schien jedoch nichts bemerkt zu haben. „Meine Mutter lacht über solche Menschen", sagte sie, „und die anderen auch." (In Tibet gilt es als Schande, Räubern zum Opfer zu fallen, da dies als Dummheit angesehen wird.) „Aber weil Du von anderen Ländern sprichst, ich war schon einmal in *Gyadkar* (Indien)." „Was hat Dich dorthin verschlagen?" „Ich kenne dort einen sehr einflussreichen Mann", antwortete sie. „Er ist reich, vielleicht ist er sogar einer der reichsten Männer dieses Landes. Er lebt in einem wundervollen *dsong* (großen und teu-

ren Haus). Er ist sehr gebildet und spricht sogar mehrere Fremdsprachen. Ich begleitete ihn vor zwei Jahren nach Indien." „Wirst Du ihn heiraten, Dolma?" „Nein, meine Mutter macht sich große Sorgen, weil ich ihn so oft wie möglich treffe, aber sie wird es niemals verstehen... Narbu ist ein großer spiritueller Lehrer und ich gehöre zu seinen Schülern." Einige Minuten liefen wir schweigend nebeneinander her.

„Narbu ist Dir sehr ähnlich, Chedi", fuhr sie fort. „Auch er hätte keine Angst, nachts alleine in einem Zelt in einer Gegend zu schlafen, die von Banditen heimgesucht wird. Er fürchtet sich nicht einmal vor wilden Tieren. Bist Du schon einmal von Tieren angegriffen worden?" „Selten", erwiderte ich. „Die Tiere, die sich auf dem aufwärtsstrebenden Pfad der Evolution befinden, verhalten sich mir gegenüber sehr gutmütig. Ich glaube, dass mich selbst ein Löwe nicht angreifen würde. Ich habe durchaus angenehme Erfahrungen mit Bären und anderen sogenannten wilden Tieren gemacht." „Ich kenne eine Geschichte von einem Bären", sagte Dolma. „Ich werde sie Dir erzählen. Vielleicht kannst Du mir dann sagen, ob so etwas möglich ist oder nicht... Ein Mann, der gerne wilderte, hatte sich im Bezirk Lhasa einen Todesstab (Gewehr) eines Weißen angeeignet, mit dem er, wieder zuhause, auf Bärenjagd ging. Er hatte bereits mehrere Bären erlegt, als eines Tages, als er gerade eine Bärenfährte verfolgte, ein Bär plötzlich direkt hinter ihm auftauchte..." „Das kann ich mir gut vorstellen", bemerkte ich, „es gibt wohl kaum Tiere, die sich so leise bewegen wie Bären und so durchaus in der Lage sind, einen Jäger zu überraschen." „Warte, es geht noch weiter... Der Jäger war so erschrocken, als er den riesigen Bären unmittelbar hinter sich entdeckte, dass er sein Gewehr fallen ließ und das Tier, das ihn ohne weiteres mit einem einzigen Hieb hätte außer Gefecht setzen können, entsetzt anstarrte." „Und was passierte dann?" fragte ich. „Hmm - nun geschah genau das, was ich nicht so recht glauben kann. Der Bär sah auf die hilflose Kreatur

hinab, die dort zitternd vor ihm stand, vor ihr auf dem Boden das Gewehr, und - spazierte dann seelenruhig davon." „Gut möglich", sagte ich, „schließlich haben Bären eine Seele, auch wenn es eine Gruppenseele ist, die nur zeitweilig einen individuellen Charakter annimmt. Im Übrigen lässt sich leicht sagen, ob der Jäger dieser Geschichte eine Seele hatte oder nicht."

„Ga zugT („Wie?") „Weil der Jäger eine Seele hatte, war es unmöglich für ihn, das Gewehr aufzunehmen und damit auf den Bären zu schießen. Wäre er seelenlos gewesen, hätte er keine Sekunde gezögert, dies sofort zu tun." „Gibt es auch seelenlose Tiere?" „Oh ja. Die Tiere des abwärtsstrebenden Pfades besitzen keine Seelen." „Welche sind das?" „Es gibt viele. Raben, Ratten, Mäuse, Würmer, zum Beispiel." „Und diese verhalten sich, wie ein seelenloser Mensch?" „Ja." „Waren diese Wesen früher einmal Menschen?" „Vielleicht vor vielen tausend Jahren. Nachdem sie ihre Seelen verloren hatten, entwickelten sie sich abwärts." „Das erscheint mir recht merkwürdig. Als ich in Indien war, hörte ich sehr viel über fortschrittliche Evolution, z.B., dass Leben sich immer aufwärts bewege, dass die Seelen der Mineralien zu Pflanzenseelen würden, dann zu Tierseelen und danach zu Menschenseelen, die sich schließlich in Engel verwandeln *müssten* und dass all dies nur eine Frage der Zeit sei."

„Das Leben ergäbe keinen Sinn, wenn es keine Wahl zwischen Licht und Finsternis zuließe, Dolma. Es gibt zwei Pfade des Lebens - den aufwärtsgerichteten und den abwärtsgerichteten. In dem Augenblick, in dem jemand seine Seele verliert, stürzt er den absteigenden Pfad hinab."

„Wie verliert man seine Seele?" „Indem man sich an ihr versündigt, Dolma." „Durch ein ausschweifendes Leben?" „Oh nein, wer ein ausschweifendes Leben führt, versündigt sich meist an seinem Körper. Dafür muss er in diesem Leben oder in einer späteren Inkarnation büßen." „Dann also, indem man anderen schadet?" „Nein, gerade dies gilt nicht als Versündigung an der eigenen Seele. Auch dafür büßt man in

dieser oder einer folgenden Inkarnation, auch wenn mutwillige Grausamkeit an wehrlosen Kreaturen, Undankbarkeit, oder die angeborene Neigung, seine Mitmenschen zu bespitzeln, ein gewisses Maß an Seelenlosigkeit unter Beweis stellen, das auf begangene Sünden an der eigenen Seele in früheren Inkarnationen schließen lassen kann."

„Gut, aber wann begeht man nun eine *wirkliche* Sünde an seiner Seele?" „Wenn man spirituelle Dinge für selbstsüchtige Zwecke benutzt. Wenn man Gott auf die Erde holen will. Wenn man sich mit dem Schöpfer auf eine Stufe stellen will." Dolma war entsetzt. „Dann sündigen viele von uns hier", rief sie aus. „Ja, Dolma, aber nicht weniger als die Menschen in anderen Ländern." „In Indien?" „Natürlich." „In *Pee-lin-pa*?" (Das Land der Weißen. *Peelin* bedeutet im ursprünglichen Sinn „ein Wesen von einer entfernten Insel". „Insel" heißt auf tibetisch *ling* oder *lingtbreng*.) Sie sah mich auf äußerst seltsame Weise an, als sie mich fragte. „Selbstverständlich gibt es auch dort Menschen, die sich an ihrer Seele versündigen." „*Pee-lin-pa* scheint Tibet in mancher Hinsicht zu gleichen", fügte ich nach einer Weile hinzu.

„Ich möchte Dir etwas Interessantes erzählen", sagte Dolma. „Narbu, mein Lehrer, hat mir gesagt, dass *Pee-lin-pa* nicht aus einem Land besteht, sondern aus mehreren Provinzen, die oft gegeneinander Krieg führen." „Tatsächlich?" „Irgendwie bist Du Narbu sehr ähnlich, Chedi - nur was das Spirituelle angeht, habt ihr anscheinend leicht voneinander abweichende Ansichten. Ich könnte mir vorstellen, dass er sich sehr gerne über diese Themen mit Dir auseinandersetzen würde." „Wo hält er sich gerade auf?" „Er ist sehr viel unterwegs, aber im Moment dürfte er zuhause sein. Vor einigen Wochen ist er von einer Reise nach Lhasa in sein prächtiges Haus zurückgekehrt. Demnächst will er in das Tal der Geheimnisse gehen." „Das Tal der Geheimnisse...?" »Falls Du nicht wissen solltest, was das Tal der Geheimnisse ist, darf ich Dir auch nicht mehr darüber sagen. Erwähne es also bitte nicht wieder", sagte sie mit einer Entschlossenheit,

die mich bei einem solch jungen Mädchen mehr als überraschte.

Sie bemerkte meine Enttäuschung, lächelte und tröstete mich, indem sie liebevoll sagte: „Aber ich werde Dich mit Narbu zusammenbringen... doch Du musst mir eines versprechen.“ „Was ist das?“ „Wenn Du Narbu triffst, darfst Du ihm nicht sagen, dass ich vom Tal der Geheimnisse gesprochen habe. Ich dachte, dass Du darüber Bescheid wüsstest, als ich es erwähnte, da Du soviel spirituelles Wissen besitzt. Ein feierlicher Eid bindet mich daran, nicht über dieses Tal zu sprechen. Sollte Narbu dies tun, mag es in Ordnung sein. Er hat einen höheren Rang innerhalb der geheimen Bruderschaft inne.“ Ich staunte immer mehr. Ich glaube nicht an Zufälle. Auch wenn wir, wie man so schön sagt, „zufällig“ jemanden kennenlernen, dann steckt dahinter, wie in allen Bereichen unseres Lebens, ein komplizierter Mechanismus, den wir nicht durchschauen.

Wir waren im Innenhof des Klosters angekommen, wo die Theatervorstellung stattfinden sollte. Sie würde mehrere Stunden dauern und die eintreffenden Besucher brachten deshalb reichlich Speis und Trank mit. Wir setzten unser Gespräch fort und die Zeit verging wie im Flug. Tibeter haben viel Zeit. Eine Dreiviertelstunde vor Beginn des Stückes, drängten sich die Menschen nur so im Hof und auf den Galerien, auch wenn es diesmal vielleicht etwas weniger waren, als am Tag zuvor, als der *sungmi* seine Fähigkeit unter Beweis stellte, öffentlich mit Göttern oder Dämonen in Kontakt zu treten.

Wieder und wieder sah ich Dolma an. War dieses zierliche Mädchen wirklich eine Freundin und spirituelle Schülerin eines reichen und einflussreichen Tibeters, der eine wichtige Position innerhalb des Staates und einer mächtigen Geheimgesellschaft einnahm? Zweifelsohne gab es etwas, dass Dolma erheblich von anderen Frauen ihres Alters unterschied. Ich betrachtete ihr Kleid. Es war sehr einfach und trotzdem elegant. Es war ohne jedes Accessoire, was für ei-

ne Tibeterin, ebenso wie körperliche Sauberkeit, äußerst ungewöhnlich ist. Außerdem war sie gebildet und wusste eine ganze Menge, nicht nur über Tibet, sondern auch über Indien!

Noch einmal sah ich mir sie genau an und verglich sie mit den anderen Tibetern um uns herum. Sie wirkte wie eine Gräfin, die sich das Gewand ihrer Dienerschaft ausgeborgt und unters Volk im East End (Das Armenviertel von London. Der Übersetzer) gemischt hatte. Das heitere Lachen der Besucher verstummte. Die Aufführung begann.

Ich hatte beträchtliche Schwierigkeiten, zu verstehen, was die Schauspieler sagten. Einerseits lag es daran, dass sich die klassische Sprache etwas von der tibetischen Umgangssprache unterschied, etwa so, wie sich das moderne Englisch vom Shakespeare-Englisch unterscheidet, andererseits daran, dass die Akteure Masken trugen, die es erst recht erschwerten, das Gesagte zu verstehen. Die Handlung selbst konnte mich jedoch nur wenig begeistern. Szenen, die auf einer englischen Bühne vielleicht drei Minuten in Anspruch nehmen würden, wurden hier zu Handlungen entwickelt, die gelegentlich bis zu vierzig Minuten dauerten! Außerdem wurden die Dialoge von einer pathetischen Gestik begleitet, die es selbst Zuschauern, die in weiterer Entfernung saßen, gestattete, zu erraten, um was es gerade ging. Somit bekam ich im großen und ganzen das Meiste mit.

Das Stück verherrlichte Entsagung und Widerstandslosigkeit gegen das Böse. Immer wieder betonte es die Aussicht auf Glückseligkeit als Lohn für ein verzichtreiches Leben. Der Held des Stücks, (ich benutze diese Bezeichnung im technischen Sinne, da er in Wirklichkeit in diesem Fall ein sehr armseliger Held war) wollte seine Persönlichkeit verleugnen, um Glück finden zu können.

Warum streben Menschen nach einer Lebensanschauung, die von Selbstlosigkeit geprägt ist? Sollte es daran liegen, dass wir soviel Liebe und Mitgefühl für die Sorgen anderer aufbringen, dass wir beginnen, uns für unsere Selbstsucht-

tigkeit, die vieles Leid mit sich bringt, zu schämen? Oder ist es, weil wir *Glückseligkeit* als Lohn für eine selbstlose Lebensauffassung haben wollen?

In dem Theaterstück, das in dem Kloster aufgeführt wurde, ging es dem Helden um letzteres - Glück für das Verleugnen seiner Persönlichkeit. Es begann mit einem außerordentlich langen Monolog über die Härten des Lebens. Ich zitiere hier aus dem Gedächtnis, da es mir während meines Tibetaufenthaltes in Verkleidung nur äußerst selten möglich war, schriftliche Notizen zu machen. Allzu ausführlich bejammerte der Hauptakteur die zahlreichen unangenehmen Seiten des Lebens. Er schien den Blick für die vielen schönen Dinge verloren zu haben, die das Leben lebenswert machen, wie beispielsweise Liebe, Freundschaft, Begeisterungsfähigkeit, die Schönheit der Natur usw., die selbst für Menschen, die nicht gerade mit Glück gesegnet sind, erreichbar sind.

„Das Leben ist hart“, grübelte er,
 „Es bringt nur Leid und Schmerz.“
 „Nichts ist wirklich.“
 „Alles ist unwirklich.“
 „Es soll ein Ende finden.“

Ich sah meine wunderschöne Dolma an. Ich blickte zur Sonne hinauf, deren strahlendes Licht sich großzügig über den Hof des Klosters ergoss, und fragte mich, ob sich dieser jämmerliche Held bewusst war, welche gotteslästerlichen Äußerungen er von sich gab. Um Himmels Willen! Sollte der Schöpfer dieses herrliche Universum - in dem es in der Tat viel Leid, aber auch viel Freude gibt, wobei das Leid dazu dient, der Freude nicht zur Eintönigkeit zu verhelfen - nur dazu erschaffen haben, seine Kreaturen zu der Erkenntnis zu bringen, dass ihr Leben ein einziges Übel ist, dem sie um jeden Preis entrinnen müssen?

Der arme Held des tibetischen Schauspiels erinnerte mich an Shakespeares ruhmreichen Hamlet, der innerlich schwer darunter leidet, nur ein Mensch und nicht mehr als das zu sein. Hamlet, das zu tiefsten Gefühlsempfindungen fähige Genie, leidet noch viel stärker als der tibetische Held, doch nichtsdestoweniger besitzt er den Mut und den edlen Charakter, sich als göttliches Geschöpf seinen Problemen zu stellen, anstatt an Flucht oder „Erlösung“ zu denken.

Der Held war verheiratet und hatte Kinder. Er arbeitete, um seine Familie zu ernähren. Plötzlich wurde er von einem Mückenschwarm angegriffen, ein Bühnentrick, den die Lamas inszeniert hatten. Ich vermochte nicht zu erkennen, wie sie dies machten, musste aber anerkennend eingestehen, dass es ihnen sehr gut und überzeugend gelungen war. Der Held überließ nun den Mücken sein Blut. „Ihr lieben kleinen Wesen“, sagte er, „labt Euch an meinem Blut. Ich muss meine Familie ernähren, aber Mücken sind nicht weniger Wert als eine Familie.“ Nachdem er so viele Mücken gefüttert hatte, wurde er krank und das Stück beschrieb sein Elend und das, das er über seine Familie brachte, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Gerade als ihre Lebensmittelvorräte zur Neige gingen, erschienen Ratten in ihrem Haus. Die Rolle der Ratten hatten kleine Kinder übernommen, die Masken trugen und die langen Rattenschwänze sorgfältig in ihren Armen hielten. Der Held sagte:

„Esst, kleine Ratten, esst, esst, esst.“

„Nährt Eure kleinen Körper, graue Brüder.“

„Esst, graue Brüder, esst, esst, esst.“

„Unsere Nahrung soll die Eure sein, graue Brüder.“

„Esst, kleine Ratten, esst, esst, esst.“

Da ich nicht die Möglichkeit hatte, mitzuschreiben, gebe ich alles in verkürzter Form wieder. In Wirklichkeit waren die Dialoge und Monologe wesentlich länger und ausgefeilter. Die Ratten fraßen die Lebensmittel der halbverhungerten

Familie und vermehrten sich zusehends. Dann kam eine Szene, in der der Held es als das größte Glück pries, sich von allem Hab und Gut zu trennen. „Haben die Ratten die erste Hälfte meiner Mahlzeit verzehrt, so will ich ihnen auch die zweite geben“, rief er derart theatralisch, dass ein sehr kritischer Zuschauer dies gewiss als einen Anfall religiöser Hysterie bezeichnet hätte. Es schien ihn nicht zu interessieren, was seine eigenen Kinder über ihn dachten. Für ihn zählte nur das Wohlergehen der Ratten.

Mittlerweile waren über zwei Stunden vergangen und das Stück, das vom tibetischen Publikum mit atemloser Spannung verfolgt wurde, lief ohne Unterbrechung weiter. Einige Zuschauer standen mit sperrangelweit offenem Mund da, anderen liefen die Tränen herab. Man hätte das Fallen einer Stecknadel hören können. In der nun folgenden Szene hatten sich die Ratten bereits vervierfacht. Alle Vorräte waren aufgezehrt. Der Held und seine Kinder saßen beieinander, umringt von mehreren Dutzend Ratten, die in immer enger werdenden Kreisen um sie herum liefen.

„*Kyir, kyir.*“ („Wir haben Hunger.“) „Schnell, schnell, schnell. Wo bleibt das Essen? *Kyir, kyir, kyir*“, kreischten die Ratten im Chor. Der Held setzte zu einem langen Monolog, voll des Mitleids für die Ratten, an. Der religiöse Mann hatte seine hungernden Kinder offenbar vollends vergessen. Plötzlich stürzten sich die Ratten auf eines der Kinder und zerrten es vor das Haus, um es dort aufzufressen. Auch das konnte den Helden nicht aus der Ruhe bringen.

Wieder begann er einen langen und pathetischen Monolog, diesmal über die Freude am eigenen Kindesopfer und über den Ruhm der Einheit aller Kreaturen. In diesem Augenblick vernahm man das unterdrückte Lachen eines Jugendlichen. Das Publikum reagierte entsetzt und machte seinem Ärger lautstark Luft. Sofort wurde der Störenfried von mehreren Lamas hinaus eskortiert und das Stück wurde fortgesetzt. Einige ältere Damen hatten sich noch immer nicht beruhigt. Dolma gab mir im Flüsterton zu verstehen, dass sie sich

nicht daran erinnern könne, jemals ein derart „religiös geprägtes“ Stück gesehen zu haben.

Die Belustigung des Jugendlichen hatte den Lamas erhebliches Kopfzerbrechen bereitet. Dolma glaubte, dass man aller Wahrscheinlichkeit nach einige der „religiösesten“ Szenen, die uns noch bevorstanden, streichen würde, um die junge Generation damit nicht zu überfordern.

„Hast Du schon einmal ein solch hochreligiöses Stück gesehen?“ fragte sie mich mit unterdrückter Stimme. „Nein“, sagte ich. Und ich hatte weiß Gott nicht gelogen. Der Held, der von der „Entgleisung“ des Jugendlichen unterbrochen worden war, redete wieder endlos weiter. Er beneidete sein Kind, weil es ihm, zumindest für kurze Zeit, gelungen war, dieser schrecklichen Welt zu entfliehen. Offenbar wollte er damit andeuten, dass es schön und erstrebenswert sei, zu sterben.

Als er geendet hatte, war er sichtlich zufrieden, ebenso wie die Ratten. Das religiöse Schauspiel ging weiter. Wie ich später erfuhr, handelte es sich bei dieser Aufführung um eine Art Experiment, und die Lamas hatten tatsächlich gemeinsam beschlossen, einige Szenen zu streichen, um eine Wiederholung des respektlosen Vorfalls und der furchtbaren Katastrophe in Form eines erstickten Lachens zu verhindern. Ich wusste, dass es die Lamas nur selten versäumten, sich selbst und diverse Dämonen in ihren religiösen Klosteraufführungen zur Geltung zu bringen. So wartete ich gespannt auf ihren Auftritt. Die endlosen Monologe und Dialoge begannen mich allmählich zu langweilen. Endlich erschien ein Lama auf der Bühne. Es handelte sich offensichtlich um eine ausgewählte Person, die so gekleidet war, dass sie die Priesterschaft so vorteilhaft wie nur möglich erscheinen ließ. Darüber hinaus war alles, was er sagte, darauf ausgerichtet, die Autorität der Priester zu stärken. Der Lama hielt sich nicht mit Erklärungen gegenüber dem frommen und ergebene Helden auf, sondern forderte dessen blinde Gläubigkeit.

Der Held versäumte es denn auch nicht, mehrmals zu sagen:

- „Ich glaube Dir, oh Lama.“
- „Ja, ich glaube Dir.“
- „Ja, ja, ja, ich glaube Dir.“
- „Ich zweifle nicht an Dir, oh Lama.“
- „Nein, ich zweifle nicht.“
- „Nein, nein, nein, ich zweifle nicht an Dir.“

Er erklärte dem Lama, dass er alles, was er besaß, geopfert hatte, um die Freuden des Nirwana genießen zu können. Auf nicht gerade bescheidene Art zählte er all seine guten Taten auf. Sogar die eigenen Kinder hatte er den armen Ratten zum Fraß vorgeworfen. Doch machte er sich Sorgen, wegen seiner Sünden, die er begangen hatte, bevor er sich für den Pfad der Tugend entschieden hatte. Das war auch der Grund, warum er sich spirituelle Hilfe und Rat des heiligen Lama erhoffte, der sich geruhte, ihm eine Audienz zu gewähren, in der er über die hohen Ideale Opferbereitschaft und Mitgefühl philosophierte und verkündete, dass diese sündige Welt so dringend der Lamas bedürfe, die das Böse bekämpfen und das Gute verteidigen. Und das hörte sich so an:

- „Mache Dich für das Gute stark.“
- „Hüte Dich vor allem Bösen.“
- „Dein Herz soll rein sein.“
- „So verlangt es das Gesetz der Buddhisten.“

Wenn ich mich recht erinnere, waren die letzten beiden Zeilen wortwörtlich dem Sanskrit entlehnt und wurden von dem Schauspieler mit starkem tibetischen Akzent vorgetragen:

- „Sa chittaparyo dapanam.“
- „Etam Buddhana sasanam.“

Im Folgenden handelt es sich um einen kurzen Dialog zwischen dem Sünder und dem Lama, den ich frei aus der gehobenen und schwer verständlichen Sprache, die die tibetischen Schauspieler benutzten, in ein einfaches und unkompliziertes Deutsch übersetzt habe:

Sünder: „Es freut mich, dass Du gekommen bist, um mir mit Deinem Rat zur Seite zu stehen.“

Lama: „Wie kann ich Dir helfen?“

Sünder: „Ich habe große Sünden in meinem früheren Leben begangen.“

Lama: „Das macht nichts. Ich freue mich darüber, dass Du gesündigt hast.“

Sünder: „Was? Ein heiliger Mann, wie Du, freut sich darüber, dass ich gesündigt habe?“

Lama: „Ja, ich freue mich darüber, weil drei Sünder, die Reue zeigen, besser sind, als 300 Menschen, die keine Reue zeigen, weil sie nicht gesündigt haben.“

Auch wenn es verrückt klingt, aber unter solchen Umständen ist es natürlich lukrativ, Sünder vorzufinden, die Reue zeigen. Was würden die ewig Tugendhaften schon einbringen? Nun kam der Auftritt der Dämonen. Auch er schien keine Ende nehmen zu wollen. Mittlerweile saßen wir hier schon seit mindestens vier Stunden. Würde dieses Stück jemals aufhören?

»Oh Lama, gib mir Religion, gib mir Religion, oh Lama!“ rief der Sünder wieder und wieder voller Pathos. In der nächsten Szene erkannte man einige Dämonen im Hintergrund, die die Handlung jedoch in keinster Weise vorantrieben. Was für ein außerordentlich langatmiges Stück.

Ich sah Dolma an. Sie machte einen sehr gelangweilten Eindruck und gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. »Wollen wir gehen?“ flüsterte ich ihr zu. „Es wird etwas kar-

wa (schwierig) werden, ohne dabei Aufmerksamkeit zu erregen. Außerdem sind meine Mutter und die anderen Mitreisenden aus meiner Gruppe hier überall unter den Zuschauern", antwortete sie.

„Gut, dann gehen wir getrennt", schlug ich vor. „In Ordnung", antwortete sie, „ich gehe zuerst und warte auf Dich außen vor dem Westtor des Klosters. Also, bis gleich vor dem Westtor." Die letzten Worte hatte sie besonders deutlich wiederholt. Dann verschwand sie sofort und lief in gebückter Haltung im Zickzackkurs durch die Menge. Einige Minuten später folgte ich ihr.

In keinem Land der Welt, interessieren sich die Menschen so für Religion, wie in Tibet. In nahezu jedem alltäglichen Gespräch nimmt die Religion eine wichtige Rolle ein. Nur wenige Menschen sind allerdings an tiefreliösen Fragen interessiert; dafür unterhält man sich lieber über Dinge wie Zauberei, Weissagung und angebliche Wunder. Dolma schien eine Neigung für Letzteres zu haben. Sie fragte mich nach meiner Meinung über die Einstellung des Helden des Stücks und wollte von mir wissen, ob ich sie für die richtige bei einem wirklich religiösen Menschen hielt. „Nein", sagte ich. „Soll der Mensch dann egoistisch sein?" fragte sie. „Ist es falsch, wenn jemand sich bemüht, gut zu sein?" „Nein, aber es ist falsch, wenn jemand Gott gleich sein will." „Aber Gott ist gut. Gott gleich sein zu wollen, bedeutet gut sein zu wollen." „Die Kreatur darf ihre Grenzen nicht überschreiten, indem sie versucht, sich Gott gleich zu stellen. Tut sie es dennoch, handelt sie wie die Engel, die sich gegen den Schöpfer erhoben. Es existieren zwei unterschiedliche Formen des Unpersönlichen, nämlich das 'Wesen' und das 'Sein'". (Im Sanskrit Sāt. Dieser feine Unterschied lässt sich in einer westlichen Sprache nicht ausdrücken) „Ersteres bezieht sich auf das Geschöpf, zweiteres auf den Schöpfer. Das „Sein" ist das absolut Unpersönliche, das *keine* Spaltung zwischen dem „Ich" und dem „Nicht-Ich" kennt. Dieser Zustand liegt außerhalb der Reichweite des Geschöpfs."

„Was geschieht, wenn ein Mensch versucht, diesen Zustand zu erreichen?“ fragte Dolma. „Er begeht die schlimmste Sünde gegen den Schöpfer und verwirkt sein Leben.“ Sie schien zutiefst beunruhigt und wechselte das Thema. „Wirst Du heute aufbrechen, Chedi?“ „Ja, Dolma. Und Du?“ „Wir werden in Richtung Taratshan zurückreiten. Wie schade, dass Du uns nicht begleiten kannst.“ „Oh doch, Dolma, Taratshan liegt genau auf meiner Route.“ Sie machte aus ihrer Freude keinen Hehl. „Ausgezeichnet“, rief sie. „Du kannst uns hinterherreiten und wir werden uns immer abends treffen, wenn die anderen sich zurückgezogen haben. Allerdings haben wir schnelle Pferde, die dreißig Meilen am Tag machen.“ (In den meisten Teilen Tibets gilt dies als außergewöhnlich guter Tagesschnitt. Es gibt praktisch keine Straßen und der Boden ist oft sehr sandig.) „Das ist eine wirklich gute Idee“, sagte ich. „Wie sehen Eure Pferde aus?“ Sie gab mir eine genaue Beschreibung von ihnen. Dann fragte sie: „Und was hast Du für ein Pferd? Du hast mir nie von ihm erzählt.“ „Ich brauche kein Pferd, Dolma“, sagte ich. Sie hielt meine Antwort für einen Scherz. „Nein, ganz im Ernst, Dolma“, fügte ich hinzu, „ich kann mindestens dreißig Meilen am Tag *laufen*.“ „Ich auch“, behauptete sie, „aber nur ein- oder zwei- mal. Niemand kann in vier Tagen 120 Meilen laufen.“ „Ich schon“, sagte ich, und erklärte ihr kurz, dass ich deshalb kein Pferd benutzte, weil ich auch durch Gebiete reiste, in denen es nicht möglich ist, ein Tier mit Nahrung zu versorgen.

Ich vereinbarte mit ihr, als Erster den Bezirk zu verlassen. Sie und ihre Reisegefährten würden zwei Stunden später aufbrechen und mich gegen Mittag des folgenden Tages überholen. Wie bereits erwähnt, hat man fast überall in Tibet eine ausgezeichnete Fernsicht. Außerdem entschieden wir uns, ein ebenso einfaches wie wirkungsvolles selbstentwickeltes System anzuwenden, nach dem jeder den Ort, den er passiert hatte, markierte, sodass der andere sicher sein konnte, dass er sich auf dem richtigen Weg befand. So wür-

de ich auf jeden Fall die Stelle finden, an der sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Eine oder zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit würde ich zwei Mal wie ein Wolf heulen - das Zeichen für Dolma, ihr Zelt zu verlassen und zu mir zu kommen. „Bist Du sicher, dass sie Dich so spät am Abend alleine weggehen lassen?“ wollte ich von ihr wissen. „Ja“, sagte sie. „Ich finde immer einen Weg. Übrigens bewohne ich zusammen mit meiner Mutter ein Zelt, das in der Mitte eine Trennwand hat. Niemandem ist es erlaubt, meine Zelthälfte zu betreten, wenn ich es nicht ausdrücklich wünsche. Das gilt auch für meine eigene Mutter. Ich werde herauskriechen und versuchen, mich am Nachtwächter vorbeizuschleichen. Sollte er mich trotzdem bemerken, werde ich ihn bestechen, damit er mich nicht verrät.“ Sie versprach mir außerdem, für mich ein an Narbu gerichtetes Empfehlungsschreiben aufzusetzen, das sie mir zusammen mit einer genauen Beschreibung seines Wohnsitzes heute Nacht überreichen wollte. „Jetzt muss ich aber zurück zu meinen Gefährten“, sagte sie, als wir wieder in Richtung des Klostertores gingen. „Die Aufführung dürfte so gut wie zu Ende sein.“ Ich setzte meinen Weg alleine fort, um mich meinen Gedanken hingeben zu können. Was hatte ich nicht alles gesehen in den vergangenen beiden Tagen! Die Dämonen, die vom Körper des *sungmi* Besitz ergriffen hatten; das hübsche und kluge Tibetermädchen, das mich nun auch noch mit einem mächtigen Mann, der einer einflussreichen Geheimgesellschaft angehörte, bekannt machen wollte; ein Theaterstück in einem tibetischen Kloster, dass wahrscheinlich noch nie zuvor von einem Weißen besucht worden war - all diese Erlebnisse waren mir innerhalb von nicht einmal zwei Tagen vergönnt gewesen! Dann brachte ich meine Nahrungsmittel-Vorräte in Ordnung und brach in die Richtung auf, die mir die zauberhafte, kleine Dolma gewiesen hatte.

Die geheime Bruderschaft

Dolma und ihre Kameraden überholten mich mit ihren Pferden am frühen Nachmittag. Anhand der kleinen Markierungen, die Dolma im Abstand von mehreren hundert Yards regelmäßig unauffällig anbrachte, war es für mich ein Leichtes, den Ort zu finden, wo die Gruppe ihre Zelte aufgeschlagen hatte.

Nach Einbruch der Dämmerung wartete ich noch etwa zwei Stunden, dann heulte ich zwei Mal wie ein Wolf. Dolma hatte das Signal vernommen und befand sich schon eine Viertelstunde später bei mir. „Hat Dich jemand davonlaufen sehen?“ fragte ich sie. „Ja, der Nachtwächter, der nach Räubern Ausschau hält, aber ich versprach ihm für sein Schweigen einen Sack Gerstenmehl. Danach rannte ich so schnell wie Pal-Dorjee hierher.“ „Wer ist Pal-Dorjee?“ wollte ich wissen. „Was?“ rief sie, „Du weißt nicht, wer Pal-Dorjee war?“ „Nein“, erwiderte ich. Dolma musterte mich misstrauisch. Wie ich später in Erfahrung brachte, gibt es kaum einen Tibeter, nicht einmal unter den weniger Gebildeten, der noch niemals etwas von Pal-Dorjee, einem Tibeter der zu einer Zeit, die unserem Mittelalter entspricht, einen religiösen Mord begangen hatte, gehört hat.

Pal-Dorjee war ein gescheiter und einfallsreicher Bursche. Auf der Flucht vor seinen Verfolgern kam er, der überall gesucht wurde, in ein tibetisches Dorf. Dort stahl er ein Pferd, schwärzte es mit Ruß und galoppierte davon, gefolgt von seinen ebenfalls berittenen Häschern. Als er einen Fluss erreichte, durchquerte er ihn samt seinem Pferd, wobei sich der Ruß, den er dem Tier aufgetragen hatte, abwusch. Am anderen Ufer angekommen, war aus dem dunklen Pferd nun ein weißes geworden. Als die Verfolger am Fluss eintrafen,

sahen sie, wie ein Mann auf der anderen Seite auf einem *weißen* Pferd davonjagte. So glaubten diese mittelalterlichen Gendarmen, dass Pal-Dorjee ihnen längst entronnen und nach Hause zurückgekehrt war.

Dolma hatte reichlich zu Essen mitgebracht. Frauen scheinen überall auf der Welt gleich zu sein. Sie sind stets um das leibliche Wohl des Mannes besorgt, für den sie sich interessieren. Einladend öffnete sie ihr Paket. Kaum hatte ich die Fleischspeisen abgelehnt, befanden wir uns schon in einer Diskussion zum Thema Vegetarismus. „Warum magst Du kein *sha* (Fleisch)?" fragte sie." „Es ist nicht so, dass ich es nicht mag", antwortete ich. „Warum isst Du es dann nicht?" „Weil es primitiv ist. Wenn ich ein Stück Fleisch esse, komme ich mir vor, wie jemand, der sich in seinen linken Arm beißt, um ihn aufzuessen." „Es gibt Menschen, die überhaupt kein Fleisch essen", meinte Dolma, „aber sie sind mir unsympathisch. Ich habe das Gefühl, sie *fürchten sich* davor, Fleisch zu essen." „Dolma, auch hier zeigt sich wieder einmal, dass die Frage nach dem *warum* wir etwas tun, viel wichtiger ist, als die Frage nach dem was wir tun."

Wir plauderten noch eine halbe Stunde miteinander, dann zog sich Dolma in ihr *gur* (Zelt) zurück. Auch ich verbrachte die Nacht in meinem Zelt und brach eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang auf. Wieder überholten sie mich, nachdem ich eine halbe Meile gelaufen war. Ich änderte meine Marschrichtung geringfügig, indem ich den heimlichen Zeichen folgte, die das Mädchen mir in bestimmten Abständen hinterließ. Lange nach Sonnenuntergang trafen wir uns auf die gleiche Weise wie tags zuvor.

Dolma erzählte mir, dass der „Wachhund" am Morgen zu ihr gekommen sei. Nachdem er seinen Lohn eingestrichen hatte, war er unverrichteter Dinge zu ihrer Mutter gelaufen und hatte ihr über den nächtlichen Ausflug ihrer Tochter Bericht erstattet, um sich dadurch ein zweites Zubrot zu verdienen. Ihrer Mutter gegenüber, die sehr verärgert über das Verhal-

ten der Tochter war, hatte Dolma dann alles abgestritten. An diesem Abend war es ihr allerdings gelungen, völlig un bemerkt von einem anderen Wächter, ins Dunkel der Nacht zu entkommen.

„Narbu, mein Lehrer, hat mir immer wieder gesagt, dass ein spiritueller Mensch niemals lügen dürfe“, sagte sie mir, „ich fühle mich schuldig, kann mir aber auch nicht vorstellen, wie die menschliche Gesellschaft ohne Lügen auf Dauer auskommen könnte.“ „Es gibt Menschen, die Dinge sagen, die unwahr sind“, erklärte ich, „aber es ist unendlich schlimmer, wenn jemand Tatsachen verdreht und einen falschen Eindruck erzeugt, ohne dabei direkt und konkret zu lügen. Wer dies tut, verhält sich abscheulich und beleidigt damit den Schöpfer in der Tat weit mehr, als durch eine direkte Lüge.“ „Ich glaube, Du hast recht“, meinte Dolma. „Ich kenne eine Geschichte, die eine Begebenheit in einem Kloster schildert und zeigt, wie ein Mensch den Schöpfer beleidigen kann, ohne direkt und konkret zu lügen.“

„Ein Tibeter suchte einen Lama, den er sehr gut kannte, auf, um ihm seine Sünden zu beichten. Kurz vor dem Betreten des Klosters fand er einen wertvollen Gegenstand, von dem er wusste, dass er dem Lama gehörte, mit dem er sich sogleich zur Beichte treffen wollte. Er zeigte ihn dem Priester, der jedoch geistesabwesend und ohne einen Blick darauf zu werfen, sagte: 'Ich will das nicht.' Dann begann das Beichtgespräch. Der Tibeter fragte, was er tun solle, falls er einen wertvollen Gegenstand auf dem Boden fände. 'Du musst ihn dem rechtmäßigen Besitzer übergeben', antwortete der Lama, 'und wenn dieser nicht sofort ermittelt werden kann, dem Kloster.' 'Und wenn der rechtmäßige Besitzer sein Eigentum nicht haben will?' 'Dann darfst Du es behalten', antwortete der Lama. Der Tibeter verließ das Kloster und behielt sein wertvolles Fundstück. Er wusste genau, dass er weder gesündigt noch auch nur ein einziges Mal gelogen hatte.“

Wir lachten beide herzlich. „Auch wenn diese Lüge keineswegs eine direkte war, so sind mir doch Deine unschuldigen Lügen lieber, Dolma“, bemerkte ich. Ist es nicht so, dass je mehr ein Mensch in die Bereiche des Spirituellen vordringt, er desto eher dazu neigt, sich in einem Wirrwarr der Dinge zu verheddern, in dem Worte und formale Wertmaßstäbe nicht mehr als verlässlicher Untergrund gelten, und sich Alles und Jedes bequem als entschuldbares Argument heranziehen lässt?

Am folgenden Abend sollte ich Dolma zum letzten Mal treffen. Am nächsten Tag würden sie und die anderen ihr Heimatdorf erreicht haben. Erst jetzt, als wir uns für immer voneinander trennen mussten, wurde mir wirklich bewusst, wie sehr mich dieses tibetische Mädchen mochte. Sie selbst mag es als eine Art „Seelenliebe“ betrachtet haben, aber vielleicht machte sie sich damit auch etwas vor. Zweifelsohne war es Seelenliebe, allerdings eine solche, der eine ausgesprochen menschliche Note anhaftete. Ganz gleich, ob sich eine zwischenmenschliche Beziehung auf irgendeiner sogenannten höheren Ebene bewegt - es ist immer etwas Persönliches daran. Es mag verborgen sein, nichtsdestoweniger ist es jedoch real.

Innerhalb meiner Leserschaft befinden sich gewiss spirituelle Menschen, die mir in diesem Punkt unter keinen Umständen beipflichten würden und vielmehr die Ansicht vertreten, dass „spirituelle“ Verbindungen frei zu sein haben von jedweden menschlichen „Schwächen“. Diesen Lesern sei angeraten, sich einmal die Frage zu stellen, ob sich alles genauso entwickelt hätte, wenn es sich bei Dolma um eine vielleicht siebzugjährige Frau gehandelt hätte (es gibt einige Frauen in diesem Alter, die sehr spirituell und vital sind), oder wenn Dolma, das attraktive junge Mädchen, in mir einen sehr spirituellen und auch sonst noch rüstigen Herren im Alter von achtzig Jahren vorgefunden hätte.

In den kommenden Tagen, in denen ich unterwegs war zu Narbus *dsong* (großes Haus, in dem eine einflussreiche

Person residiert), ereignete sich kaum etwas. Ich dachte über meine baldigen Gespräche mit ihm nach. Schließlich wusste ich ja durch Dolma, dass er nicht nur ein hochspiritueller Geist war, sondern dass er zudem mit einer wichtigen politischen Aufgabe innerhalb einer geheimen Bruderschaft, der er angehörte, betraut war.

Während meines Marsches litt ich einige Tage unter großem Wassermangel. Ich hatte kaum noch zu trinken und konnte mich nicht waschen. Seit mehreren Tagen hatte es nicht mehr geregnet und das Gebiet, das ich durchquerte, war schnell ausgetrocknet. Wer es jedoch gewohnt ist, die verschiedensten Wüsten dieses Planeten alleine zu durchstreifen, hat es gelernt, sich auf schwierige Situationen schnell einzustellen. Selbst mit nur einem Viertelliter Wasser kann man über lange Entfernungen hinweg auskommen, wenn man es lediglich dazu benutzt, sich die ausgetrockneten Lippen zu befeuchten, um anschließend ganz langsam winzige Mengen, nahezu tropfenweise, zu schlucken. So erhält man sich mit einem Viertelliter Wasser pro Tag am Leben.

Einen Tag bevor ich bei Narbu ankam, erlebte ich am Nachmittag ein gewaltiges Gewitter. Nach einer halben Stunde stand das Wasser etwa fünf Zentimeter hoch. Kurz vor dem Niedergang dieses Wolkenbruchs, bot der Himmel einen unbeschreiblich majestätischen Anblick, wie er in westlichen Ländern nur einmal in mehreren Jahren zu beobachten ist. Die Wolken waren nahezu pechrabenschwarz und wirkten wie gigantische Dämonen, die in einem Hexenkessel herumdrehen. Manche Wolken erinnerten mich an riesige Ungeheuer. Als der sintflutartige Regen einsetzte, blitzte es ungefähr drei Mal in der Sekunde.

Narbus *dsong* (das tibetische Wort *dsong* hat noch eine weitere Bedeutung: Fort, oder auch Sitz des Bezirksgouverneurs.) lag in einem vergleichsweise dichtbesiedelten Gebiet. Während ich verkleidet durch Tibet reiste, umging ich in der Regel die Handelsrouten und mied Orte, von denen ich

annahm, dass an ihnen bereits Weiße in Erscheinung getreten waren. Wenn meine Informationen stimmten, dann waren die meisten Bezirksgouverneure schon zu dieser Zeit durch Telefonanschlüsse miteinander verbunden, woran sich übrigens leicht erkennen lässt, dass die Tibeter, wenn es um Fernkommunikation geht, etwas mehr Vertrauen in diese westliche und für sie neumodische Technik setzen, als in ihre Zauberer, die angeblich in der Lage sind, Botschaften „mit dem Wind“, wie man in Tibet zu sagen pflegt - telepathisch also - zu versenden.

Am Sitz eines *dsongpön* (Bezirksgouverneurs) in diesem verbotenen Land entdeckt zu werden, wäre für mich sicherlich mehr als unangenehm ausgefallen und ich hielt es für höchst wahrscheinlich, dass Narbu einen standesgemäßen Wohnsitz gewählt hatte. Um das Risiko einer Enttarnung daher möglichst gering zu halten, verbrachte ich die letzte Nacht weit entfernt von seinem Haus und marschierte am nächsten Morgen zehn Meilen ohne Unterbrechung, um es ungefähr eineinhalb Stunden nach Sonnenaufgang zu erreichen. Selbst diese Vorgehensweise schützte mich nur mit knapper Not vor Schwierigkeiten. Als die ersten Häuser in Sicht kamen, setzte ich mich kurz nieder, da ich, vor dem Eintreffen vor seiner Residenz, einige Minuten Kraft schöpfen wollte. Während ich mich erholte, sah ich, wie ein Tibeter eines der Häuser verließ und direkt auf mich zukam.

Er beäugte mich misstrauisch wie ein Zivilstreifenbeamter und fragte mich dann etwas ruppig: „*Tshi la iru dugT* („Was machst Du hier?“) „*Na shrun te dad*“ („Ich sitze hier und sehe mich um“), antwortete ich so natürlich wie möglich, mit einem leisen Unterton einer gewissen Verärgerung über diese Störung in meiner Stimme. Allerdings gab es hier nicht viel zu sehen. Nachdem er mich noch einmal argwöhnisch gemustert hatte, verschwand er. Als ich einige Minuten später an Narbus Haus ankam, bemerkte ich, dass er mich beschattete.

In Tibet sind die Überwachungsmethoden alles andere als effektiv. Als er beobachtete, dass ich dem Diener eines so ehrbaren und einflussreichen Mannes ein Schreiben übergab, schien er beruhigt und ging wieder seines Weges. Der *gla-mi* (Diener) betrachtete abschätzig meine billige *chu-pa* (Gewand). Je bescheidener die soziale Stellung eines Menschen ist, desto eher neigt dieser dazu, einen anderen nach nichtssagenden Kriterien, wie seiner Kleidung und ähnlichen Belanglosigkeiten, einzuordnen. Tibet unterscheidet sich in dieser Hinsicht in keinster Weise vom Westen. Er versprach mir, den Umschlag „Seiner Exzellenz“ zu überreichen. Als ich ihm erklärte, dass ich eine Antwort erwartete, stellte er sich taub und zog sich zurück. Ich wartete geduldig eine halbe Stunde, die nicht gerade sehr angenehm verlief, da ich ständig von einigen der Passanten auf der Straße neugierig angestarrt wurde, während ich in meiner schäbigen Kleidung vor dem Haupteingang des reichen Mannes *dsong* ausharrte.

Plötzlich trat ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der in reine Seide gekleidet war, aus dem Haus. Sofort bat er mich auf aufrichtige und höflichste Weise um Verzeihung, dass er mich so lange hatte warten lassen. Dolmas Brief, so ließ er mich wissen, war ihm erst wenige Minuten zuvor ausgehängt worden, weshalb er den Bediensteten für seine Nachlässigkeit auch ausdrücklich gerügt habe. Dann geleitete mich die tibetische „Exzellenz“, offensichtlich eine Person von höchsten Ehren, zur Überraschung des Dieners, der mein Schreiben entgegengenommen hatte, die Stufen in ihr Domizil hinauf. Der Fußboden war mit kostbaren *gdans* (Teppichen) ausgelegt und auch sonst war das Haus geschmackvoll ausgestattet und sehr sauber.

„Dolma hat mir einen ausführlichen *yige* (Brief) geschrieben“, sagte Narbu, während wir gemeinsam zu dem Zimmer gingen, in dem das Frühstück serviert wurde. „Sie ist ein kluges Mädchen und irrt sich selten in anderen Menschen. Sie glaubt, in Dir einen spirituellen Freidenker und entschlosse-

nen Wahrheitssuchenden zu erkennen. Solche Zeitgenossen waren und sind mir stets willkommen. Sie schreibt auch, Du seist sehr viel gereist und dass sie gewisse Zweifel an Deiner tibetischen oder ladakhischen Nationalität hege. Willst Du Dich nicht offenbaren? Weder Dolma noch ich würden jemals jemanden verraten. Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, dass ich über alles, was auch immer es sei, das Du mir anvertraust, schweigen werde." Ich sah ihn an. Seine bescheidene Art wie auch seine aufrichtige Haltung beeindruckten mich mehr und mehr.

Ein Diener betrat den Raum und brachte verschiedene Speisen. Es war das erste Mal während meiner Tibetaufenthalte, dass ich auch nur ein annähernd so opulentes Frühstück gereicht bekam. Nicht einmal das Shogri aus Indien und andere Spezialitäten, die von den Tibetern hochgeschätzt werden, konnten diesem Mahl das Wasser reichen. Der Diener verließ das Zimmer und Narbu bat mich, im Interesse aller Beteiligten, noch einmal, mich ihm anzuvertrauen.

„Gut, ich will es tun“, sagte ich, „aber Eure Exzellenz werden zutiefst und möglicherweise unangenehm überrascht sein.“

„Vergessen wir die 'Exzellenz'“, antwortete er lächelnd.

„Dolmas Freunde sind auch die meinen. Spirituelle Verbindungen kennen keine Ränge. Lass' uns Freunde sein.“ Wieder trat der Diener ein, um aufzutischen. Kaum hatte er die Tür geöffnet, begann Narbu, über allgemeine Dinge zu reden, indem er mich fragte, ob ich interessante Neuigkeiten auf meinen Reisen erfahren hätte und ich antwortete ihm, dass ich in den vergangenen Wochen eine ganze Menge gesehen und gehört hatte.

Auf einmal bemerkte ich, dass der Diener mich vor Erstaunen mit offenem Mund ansah. Was hatte ich verkehrt gemacht? Im gleichen Augenblick erkannte ich, dass ich den schlimmen Fehler begangen hatte, bei der Beantwortung der Fragen Seiner Exzellenz die Worte *mthon* und *thos* („sehen“ und „hören“) zu benutzen, anstatt die höflicheren und gewählteren Begriffe *gzigs* und *gsan*, die das gleiche bedeu-

ten, zu verwenden. Der Bedienstete war zutiefst verblüfft. Narbu fragte ihn, ob er noch etwas in diesem Zimmer zu besorgen habe, und als der *gla-mi* (Diener) verneinte, befahl er ihm Tee und Teegeschirr im Arbeitszimmer aufzutragen, sich danach beim *zas-gner* (Küchenchef) zu melden und nicht mehr zu stören, bevor es Zeit zum Abendessen wurde. Wir gingen in Narbus Arbeitszimmer. Nachdem wir Platz genommen hatten, eröffnete ich ihm, dass ich ein Weißer sei, der verkleidet durch Tibet reist. „Das dachte ich mir bereits in dem Moment, als ich Dich zum ersten Mal sah“, erwiderte er lächelnd, „aber Du spieltest Deine Rolle bemerkenswert gut. Solange Du nicht direkt die Aufmerksamkeit der Leute auf Dich

ziehst, wird Dir wahrscheinlich nichts passieren, selbst dann nicht, wenn Du an einen gebildeten Tibeter gerätst.“

„Ich pflege mich als Taubstummer auszugeben, sobald ich Lamas oder Intellektuelle treffe“, ließ ich ihn wissen. „Das ist sehr klug von Dir“, erklärte er, „sei nicht besorgt, weil ich Dir soeben gesagt habe, dass ich von Anfang an daran zweifelte, es mit einem Landsmann zu tun zu haben. Ich bin viel herumgekommen in der Welt, sowohl privat als auch im Auftrag meiner Freunde aus dem Tal. Ich kenne China, Indien, Japan und Peelinpa. Wir können unsere Konversation gerne auch in der englischen Sprache fortsetzen.“

Unsere langen Unterhaltungen, die nun folgten, führten wir auf Englisch, bis es an der Zeit war, unsere nächste Mahlzeit einzunehmen, die uns von zwei Dienern serviert wurde. Narbus Englischkenntnisse waren recht gut. Unser Gespräch wandte sich der Politik und den verschiedenen Großmächten zu. Narbu verfügte über ausgezeichnete Informationen über die verborgenen Strömungen der unterschiedlichen politischen Richtungen der Gegenwart, auch wenn sein Wissen in mancherlei Hinsicht nicht mehr ganz dem neuesten Stand der Dinge entsprach. Bald spürten wir, dass unser Gedankenaustausch für uns von großem gegenseitigen Nutzen war. Noch einmal versicherte er mir, dass

weder er noch Dolma mich verraten würden und empfahl mir, sofort mit ihm Verbindung aufzunehmen, falls man mir Schwierigkeiten bereiten sollte. „Ich besitze sehr viel Einfluss in diesem Land“, fügte er lächelnd hinzu. Wieder erwähnte er beiläufig das „Tal“. Während unserer Unterhaltung, die ganz andere Themen zum Inhalt hatten, kam er immer wieder auf ein Tal in Tibet zu sprechen, in dem hochentwickelte geistige Menschen lebten, mit denen er engen Kontakt unterhielt. Als er zum vierten Mal darauf zurückkam, fasste ich dies als Einladung auf, ihm dazu einige Fragen zu stellen.

So erfuhr ich, dass das Tal der Geheimnisse den Hauptsitz einer okkulten Bruderschaft beherbergte, der Narbu angehörte und dass Dolma noch nie dort gewesen war. „Interessieren Dich diese Dinge?“ fragte er mich ohne Umschweife, da ich jedesmal, wenn er näher darauf einging, eine leicht reservierte Haltung einnahm. „Ja“, antwortete ich, „ich bin allem interessiert, das mit Spiritualität zusammenhängt, würde aber niemals einer Sekte oder irgendeiner Art von Organisation beitreten.“ „Warum?“ wollte er wissen. „Weil ich absolut unabhängig bleiben möchte.“ „In unserer Bruderschaft wird die Freiheit des Einzelnen grundsätzlich garantiert“, verriet er mir. „Geistige Freiheit ist unser oberstes Prinzip.“ „Gibt es einen Führer?“ fragte ich. „Ja, er ist ein sehr mächtiger Mann, vielleicht der mächtigste auf Erden. Doch unsere Mitglieder gehorchen ihm aus freiem Willen.“ „Warum wird es das „Tal der Geheimnisse“ genannt?“ versuchte ich, in Erfahrung zu bringen. „Die Bevölkerung nennt es so. Niemandem außer unseren Mitgliedern und gelegentlichen Besuchern ist es gestattet, das Tal zu betreten. Die Menschen wissen nicht viel davon und diejenigen, die in diesem Bezirk wohnen, sprechen nicht darüber. Deshalb wird es im Volksmund als das „Tal der Geheimnisse“ bezeichnet.“ „Wie verhält es sich mit den gelegentlichen Besuchern? Wer lädt sie ein?“ erkundigte ich mich. „Die Mitglieder, die eine etwas höhere Position innerhalb der geheimen Hierarchie innehaben und zu denen auch ich gehöre, haben das Recht, Gäste

einzuladen, allerdings müssen sie für diese die persönliche und volle Verantwortung übernehmen", erklärte Narbu. „Welche Verpflichtungen sind mit einem Besuch des Tals verbunden?“ „Überhaupt keine. Wer nicht in die Bruderschaft eintreten will, braucht sich zu nichts zu verpflichten.“ „Und was für Voraussetzungen sind nötig, um als Gast zugelassen zu werden?“ „Der aufrichtige und tiefe Wunsch nach Erlösung.“ „Würdest Du mich für geeignet halten?“ „Aber ja. Wenn Du kommen möchtest, werde ich für Dich die Verantwortung übernehmen.“

Sofort holte er eine Landkarte hervor, auf der Tibet sehr ungenau festgehalten war. „Das einzige, was ich von Dir verlange“, sagte er, während er die Karte vor uns auf dem Teppich ausbreitete, „ist, dass Du mir garantierst, niemandem den genauen Standort zu verraten.“ Ich versprach es ihm und er zeigte mir, wo das Tal lag. „Ich schlage vor, Du machst Dich morgen, gleich in aller Frühe, auf den Weg. Einer meiner Diener wird Dich bis zum Abend begleiten. Bis dahin wirst Du diesen Bezirk, in dem man jedem Fremden Misstrauen entgegenbringt, verlassen haben. Ich werde Dir außerdem ein Schreiben mitgeben, das bestätigt, dass Du ein Mitarbeiter meines Hauses bist. Solltest Du von Lamas oder Beamten behindert werden, lege ihnen diese Bestätigung vor.“ Narbu leerte die nächste Tasse Tee. In der vergangenen halben Stunde hatte er alle fünf Minuten eine ganze Tasse getrunken. Und es waren weiß Gott keine kleinen Teetassen. Jedesmal gab er Zucker hinzu. Nur sehr reiche Tibeter können sich solch einen Luxus leisten. Da Zucker im Vergleich zum Einkommen eines Durchschnittstibeters teuer ist, genießen die Ärmern ihr Getränk ungesüßt. Selbst wenn sie ihren Tee einmal ausnahmsweise nicht mit Butter und Gerstenmehl verrühren, lösen sie den für sie so kostbaren Zucker nicht in der Flüssigkeit auf, sondern nehmen eine winzige Menge Zucker auf die Zunge, die sie dann mit dem heißen Getränk schlückchenweise hinunterspülen. „Das ist meine neunte Tasse seit dem Du hier

bist", sagte Narbu. „Ist Dir schon einmal aufgefallen, dass die Neun eine besonders interessante Zahl ist?" „Die Geheimwissenschaften sind mir nicht fremd", entgegnete ich, „und was die Numerologie betrifft, so habe ich meine eigenen Ansichten, die das Ergebnis meines unabhängigen Denkens sind. Meiner Ansicht nach hat die Neun nichts besonders Interessantes an sich." „Warum nicht?" „Ich glaube, dass der Mensch keine numerologischen Spekulationen über Zahlen, die jenseits der Fünf liegen, anstellen sollte", antwortete ich. „Warum?" „Fünf ist die Zahl des Menschen. Die höheren Zahlen führen zu Verwirrung und ewiger Verdammnis, die niederen zu Gott." „Aber die Neun existiert doch!" „Natürlich, weil das herkömmliche Zahlensystem bis Neun geht und dann die Zehn ganz willkürlich zur nächst höheren Einheit erklärt wurde. Ebenso könnten wir ein System übernehmen, in dem nur vier Zahlen vorkommen, nämlich Eins, Zwei, Drei, Vier - und die Fünf dann die höhere Einheit darstellt. So würde es weder eine Neun noch eine Sechs, eine Sieben und eine Acht geben, die meines Erachtens - vom arithmosophischen Standpunkt aus betrachtet - allesamt Verwirrung, Konflikt und Versuchung symbolisieren." „Was für eine originelle Idee!" rief Narbu. „Ich habe mich mehrere Jahre lang intensiv mit der Numerologie (Zahlenphilosophie) beschäftigt. Es steckt sehr viel geheimes Wissen in ihr. Zahlen haben eine okkulte Verbindung zu abstrakten Gedanken, mit denen man sie korreliert. Auf diese Weise können Zahlen eine Art Mittlerrolle zwischen dem Göttlichen und dem Menschen übernehmen." „Die Numerologie ist eine höchst zweischneidige Angelegenheit", bemerkte ich, „auch wenn sie zunächst recht harmlos erscheint." „Dann lass' uns einige genauere numerologische Betrachtungen anstellen", sagte Narbu. „Auch wenn Du offenbar nicht gerade davon angetan bist, die Zahlen jenseits der Fünf in abstrakten Begriffen zu erörtern, wirst Du vielleicht nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir einmal die Zahlen Eins bis Fünf definieren.

Beginnen wir mit der Eins: Die Eins ist die Zahl der Einheit - die Zahl der nichtmanifestierten Göttlichkeit. Hier wirst Du mir gewiss zustimmen." „Selbstverständlich", antwortete ich. „Wenn wir uns einen Punkt im Raum vorstellen, ist dies ein rein abstrakter Begriff, da ein Punkt nicht materiell existiert. Somit ist die Eins die Zahl der ungeteilten abstrakten Existenz." „Es überrascht mich, dass Du geometrische Überlegungen in den Bereich der Numerologie einfließen lässt, daran habe ich bisher noch nicht gedacht", meinte Narbu. „Sehen wir uns die Zwei an. Sie repräsentiert den Unterschied zwischen Geist und Materie." „Da bin ich grundsätzlich anderer Ansicht", sagte ich. „Für Dich ist die Zwei also nicht die Zahl des Unterschieds?" fragte Narbu völlig verblüfft. „Doch, aber nur in bezug darauf, dass sie die Zahl des Unterschieds ist", antwortete ich, „nicht aber hinsichtlich des Unterschieds, von dem Du gerade sprachst. Wenn wir uns zwei Punkte im Raum vorstellen, ergibt sich aus deren Position zueinander eine gerade Linie, die ebenfalls nicht materiell vorhanden ist. Bleibt die Frage, *welchen* abstrakten Unterschied die Zahl Zwei symbolisiert. Du sagst, es sei der zwischen Geist und Materie. Meiner Meinung nach liegst Du hier falsch. Geist ist etwas Abstraktes, Materie nicht. So ist die abstrakte Linie, die von der Zwei repräsentiert wird, und zwei Punkte miteinander verbindet, von den jeder ebenfalls nichtmateriell ist, in Wirklichkeit der Unterschied *zwischen zwei verschiedenen Arten von Geist* und nicht zwischen Geist und Materie." Narbu schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er: „Wahrscheinlich hast Du recht; so etwas ist mir noch nie passiert. Mehr und mehr habe ich das Gefühl, dass Du uns sehr von Nutzen sein könntest in der geheimen Stadt im Tal." Zum ersten Mal hatte er eine geheime Stadt erwähnt. „Es muss *zwei völlig voneinander verschiedene Arten von Geistigkeit* geben, die diametral entgegengesetzt sind", fuhr ich fort. „Das ist meiner Ansicht nach die Bedeutung der Zahl Zwei."

Dann diskutierten wir über die Drei und die Vier und kamen zu dem gemeinsamen Ergebnis, dass die Drei die Zahl der Bewegung, und die Vier die Zahl der Materie ist. „Drei Punkte im Raum stellen ein Dreieck dar“, erklärte ich, „aber erst vier Punkte ergeben die Umrissse einer geometrischen Form körperlicher Existenz. Mit der Drei verlassen wir also die Ebene des Abstrakten und mit der Vier betreten wir die Domäne des Konkreten. Die Vier ist die Zahl des sichtbaren Universums, die Zahl der Materie.“ „Wir sind noch immer nicht bei den *gefährlichen Zahlen* angekommen“, sagte Narbu lächelnd. „Wenn wir uns fünf Punkte im Raum vorstellen“, erklärte ich weiter, „die wir A, B, C, D und E nennen, können wir beispielsweise nur aus A, B, C und D eine geometrische Form bilden. Wir können aber auch A, B, C und E verbinden und erhalten dadurch eine andere geometrische Form. Tatsächlich lassen sich fünf verschiedene Kombinationen bilden, nämlich ABCD, ABCE, ABDE, ACDE und BCDE. Daher repräsentiert die Fünf die *Durchdringung von fünf verschiedenen Räumen*. Mit der Fünf hat das Geschöpf die äußersten Grenzen seiner Existenz erreicht. Fünf ist die Zahl des Geschöpfs und die Zahl des manifestierten Lebens, das offenbar auf fünf Ebenen gleichzeitig existiert. Der Mensch lebt, wenn ich so sagen darf, in fünf unterschiedlichen Reichen, d. h. im Reich des Körperlichen, im Reich der Sinne, im Reich des Gefühls, im Reich der Intelligenz und im Reich des Willens.

Wenn wir von sechs Punkten im Raum ausgehen, entsteht aus den verschiedenen Verbindungen der sechs Punkte eine künstliche geometrische Konzeption, die sich augenscheinlich *dem menschlichen Verstand entzieht*. Wie bereits erwähnt, haben die Zahlen jenseits der Fünf, numerologisch gesehen, eine dissoziierende Auswirkung auf die Persönlichkeit des Menschen. Sie sind die Zahlen der ewigen Verdammnis.“ (Diese Aussagen von mir sollten später, durch Beobachtungen, die ich in der geheimnisvollen unterirdi-

sehen Stadt machte und auf die ich in den kommenden Kapiteln noch näher eingehen werde, ihre Bestätigung finden).

Narbu war tief in Gedanken versunken. „Du hast mir in diesen wenigen Minuten sehr viel Wissenswertes mitgeteilt“, sagte er nach einer Weile. „Es ist hin und wieder gut, andere Ansichten, die sich völlig von den gewohnten unterscheiden, kennenzulernen. Könntest Du mir übrigens kurz erklären, was Deiner Meinung nach, Materie wirklich ist?“ „Materie“, erwiderte ich, „könnte man als das Schlachtfeld bezeichnen, auf dem sich zwei verschiedene Arten von Spiritualität bekämpfen.“ „Auch hier deckt sich unsere Meinung nicht“, sagte Narbu. „Ich glaube seit jeher, dass es nur *eine* Art von Spiritualität gibt.“ „Diese Frage ließe sich wohl eher durch persönliche Erfahrungen, als durch Diskussionen beantworten“, entgegnete ich. „Wir werden uns in der geheimen Stadt weiter damit befassen“, kündigte er an.

Anschließend führte er mich durch die weiteren Räumlichkeiten seines Hauses. Es besaß auch einen großen Garten, der als etwas ganz Ungewöhnliches in diesem Bezirk gelten musste. Es gibt zwar Parks und Gärten in Tibet, aber nur selten außerhalb des Bezirks Lhasa. Er verhielt sich mir gegenüber sehr freundlich und versicherte mir, dass er meine Gesellschaft sehr zu schätzen wisse. Ich spürte die Aufrichtigkeit in seinen Worten und wusste, dass er mich nicht täuschen wollte.

Ein Diener trat an ihn heran und meldete zwei hochrangige Besucher, die gleich darauf in eine Art Empfangsraum geleitet wurden, der sehr elegant ausgestattet war. „Es mag besser sein, wenn Du nicht mit ihnen sprichst“, meinte Narbu. „Ich schlage vor, dass Du hier auf mich wartest. Sollte ich zulange abwesend sein, dann mache es Dir in meinem Arbeitszimmer, der Bücherei, oder im Garten bequem.“ Seine Exzellenz lächelte freundlich und begab sich ins Empfangszimmer.

Einige Sekunden später ging ein hoher tibetischer Würdenträger in Begleitung eines Dieners und eines Polizeibeamten

an mir vorbei. Als er meine armselige *chu-pa* (Gewand) sah, strafte er mich mit verächtlichen Blicken, da er natürlich nicht wusste, dass ich Narbus Gast war. Als die Tür des Empfangsraums von einem weiteren Diener geöffnet wurde, verwandelte sich sein überhebliches Verhalten plötzlich in kriecherische Unterwürfigkeit, als er Narbu begrüßte, der an die Schwelle gekommen war, um ihn zu empfangen.

Nachdem die Besucher das Haus verlassen hatten, gesellte sich Narbu sofort wieder zu mir. Kurz danach genossen wir ein opulentes Mahl, dem es an Delikatessen, wie Kartoffeln, Reis und Äpfeln nicht mangelte, die die meisten Tibeter jedoch kaum zu Gesicht bekommen, da sie für sie einfach unerschwinglich sind. Immer wieder erschien ein Kellner mit einer Silberschale, die lauwarmes Wasser zur Reinigung unserer Hände enthielt. Nach dem Essen machten wir uns auf den Weg in die Bibliothek. Obwohl es sich bei den meisten Werken dort um tibetische Schriften handelte, entdeckte ich auch einige englische Bücher, unter ihnen sogar relativ neuere Werke zu den Themen Okkultismus, Soziologie und Politik. „Gibt es im Tal der Geheimnisse auch eine Bibliothek?“ fragte ich ihn. „Ja, aber diese ist ausschließlich den Mitgliedern der Bruderschaft zugänglich. Du wirst Dich im Tal zwar als mein persönlicher Gast, für den ich die volle Verantwortung trage, aufhalten, aber Gästen ist der Zutritt zur Bibliothek der verbotenen Stadt grundsätzlich nur mit einer Sondergenehmigung gestattet, die von der Spitze der Geheimhierarchie, dem Prinzen des Lichts, wie wir ihn ehrfurchtsvoll nennen, erteilt wird.“ Narbu fertigte eine Zeichnung an, die er mir dann übergab und sagte: „Diese Karte zeigt Dir den günstigsten Weg ins Tal. Darf ich Dir außerdem etwas Bargeld für unterwegs mitgeben?“ Er holte aus einem Sekretär ein Bündel neuer tibetischer Banknoten (vor etwa zehn Jahren hatte die tibetische Regierung damit begonnen, Banknoten herauszugeben, die allerdings nur in den dichter besiedelten Bezirken Verwendung finden) und eine Handvoll Silbermünzen hervor. „Nein“, lehnte ich ab, „das ist sehr nett

von Dir, aber ich reise alleine und stoße von Zeit zu Zeit auf Räuber. Es wäre sinnlos, so viel Geld mit mir herumzutragen, da man es mir bei meiner nächsten Begegnung mit Banditen höchstwahrscheinlich abnehmen würde. Ich besitze noch einige Münzen, die ich sorgfältig in meinen Schuhen versteckt habe. Mehr kann ich nicht gebrauchen." „Schade“, meinte Narbu, „aber wie ich sehe, sind Deine Schuhe nicht mehr gerade in einem guten Zustand. Würdest Du es mir gestatten, Dir ein Paar neue und bequeme Lederschuhe und eine neue *chupa* zu borgen?“ Den größten Teil des Nachmittags verbrachte ich in der Bibliothek.

Nach dem reichlichen Abendessen, das von drei Dienern serviert wurde, und einem weiteren Gartenspaziergang, führte mich Narbu in mein Gästezimmer, das sich im ersten Stock des Hauses befand. Dort brachte ich einige Stunden damit zu, meine Ausrüstung zu reparieren, bevor ich mich kurz nach Sonnenuntergang niederlegte und versuchte Schlaf zu finden, was in den bewohnten Teilen Tibets keineswegs so einfach ist. Die meisten Tibeter nehmen ebenso wenig Rücksicht auf schlafbedürftige Mitmenschen, wie die Einwohner mancher Gebiete Europas. Da Narbus *dsong* von vielen anderen Häusern umgeben war, musste ich mir bis spät in die Nacht hinein allerlei Lärm anhören.

Um fünf Uhr morgens stand mein großzügiger und hilfsbereiter Gastgeber auf, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass ich von der Dienerschaft bestens versorgt wurde. Nach einem zeitigen Frühstück mit ihm, verließ ich sein Haus in Begleitung eines seiner Bediensteten, der sein Vertrauen besaß und von ihm die Anweisung erhalten hatte, so lange mit mir zu gehen, bis ich das unbewohnte Territorium erreicht hatte. Kurz vor unserem Abschied ließ mich Narbu wissen, dass er am nächsten oder übernächsten Tag ebenfalls ins Tal der Geheimnisse aufbrechen werde - zu Pferde allerdings und gab mir ein Empfehlungsschreiben von sich mit. Außerdem hatte er tags zuvor einen berittenen Boten in die geheime Stadt gesandt, mit dem Auftrag,

dort mein baldiges Erscheinen anzukündigen.

Nachdem mich Narbus Diener verlassen hatte, um zum Haus seines Herren zurückzukehren, hatte ich nur ein einziges interessantes Erlebnis, bevor ich im Tal der Geheimnisse ankam.

Am folgenden Tag begegnete ich einer Gruppe tibetischer Asketen, die davon überzeugt sind, durch Fasten und andere Übungen, die einen direkten Einfluss auf den Körper haben, spirituelle Resultate erreichen zu können. Kurz zusammengefasst, sieht ihr Glaubenssystem so aus: Der Mensch ist sowohl Geist als auch Materie. Der Geist ist immanent. Seinem Wesen nach ist er ewig und göttlich. So ist es des Menschen oberste Pflicht, dem Kanal, durch den sich der Geist selbst manifestiert, dem eigenen Körper also, größte Beachtung zuteil werden zu lassen, um ein möglichst ungehindertes Fließen des Geistesstromes durch den Körper zu erreichen, was automatisch eine Spiritualisierung des Menschen bewirkt!

Während die Asketen fasteten und andere körperliche Übungen durchführten, um ihre Körper makellos rein zu erhalten, waren sie sich ihrer Körper natürlich überaus bewusst. Dadurch, dass sie ihre gesamte Konzentration auf den Körper richteten, schienen sie sich tatsächlich in einem gewissen Grad auf seltsame Weise vom menschlichen Bewusstsein abzuspalten. In Tibet Menschen zu treffen, die so um ihren Körper besorgt waren, war für mich eine der erstaunlichsten Erfahrungen, die ich dort machte. Die äußerst gewissenhafte Körperpflege, die sie betrieben, schien bei dieser besonderen Art von Asketen zu einer fixen Idee geworden zu sein. Butter sehen sie nicht als rein genug an, um damit ihre Körper zu säubern. Deshalb verwendeten sie dafür lieber Senf und Öl, die in Tibet so teuer sind, dass kaum jemand sie sich leisten kann. Üblicherweise „reinigen“ die Tibeter sich, indem sie sich mit einem Stück Butter die Haut einreiben. Viele Leser mögen darüber lachen, doch weiß ich aus erster Hand, dass Butter tatsächlich ein ausgezeichnet-

tes Körperreinigungsmittel abgibt. Seife gibt es im Westen erst seit wenigen Jahrhunderten und die alten Römer, denen der Ruf anhaftet, ein sehr sauberes Volk gewesen zu sein, was durch die Überreste ihrer zahlreichen öffentlichen Badehäuser bewiesen wird, „wuschen sich“ mit Öl. Auch Senf und Eigelb scheinen hervorragende Reinigungsmittel für den menschlichen Körper zu sein. Wenn jemand seine gesamte Aufmerksamkeit auf seinen Körper richtet und dabei noch speziell ausgewählte Mittel verwendet, für die er Unsummen bezahlen muss, ist es natürlich kein Wunder, dass er sich in seinem Alltagsdasein selbstsüchtiger verhält, als der Durchschnittsmensch, der seine Körperpflege nicht zu seiner Religion gemacht hat. Diese Asketen, die man nicht sehr häufig antrifft, bilden einen krassen Gegensatz zum Durchschnittstibeter, der seinen Körper völlig vernachlässigt.

Hin und wieder fasten die Asketen auch über längere Zeiträume hinweg, doch warum tun sie es überhaupt? Weil sie spirituell, glücklich und gesund sein wollen, und weil sie sich davon ein längeres Leben versprechen, wenn sie soviel Aufhebens um ihre Körper machen. Dabei muss ich an einen westlichen Gesundheitsapostel denken, den ich persönlich kenne. Er ist mittlerweile etwa sechzig Jahre alt und seit vierzig Jahren peinlichst genau auf das Wohl seiner Nieren bedacht. Grundsätzlich verzichtete er auf jedes Nahrungsmittel, das seinen Nieren in irgendeiner Form hätte schaden können. Jetzt leidet er an einer ernsten Nierenkrankheit, die er vermutlich selbst, durch seine ständige Angst um seine Nieren, ausgelöst hat. Gewiss lässt sich Spiritualität nicht durch körperliche Übungen herbeiführen. Andererseits ist es ebenso unklug, seinen Körper zu vernachlässigen. Ich glaube, dass diesen Asketen ein Schuss gesunder Menschenverstand recht gut bekäme.

4

Die unterirdische Stadt

Ich wusste von Narbu, dass die geheime Stadt ein wichtiges Zentrum im Tal der Geheimnisse war und etwa zwanzig Meilen vom nächsten Ort entfernt lag. Immer wieder stellte ich mir die Frage, wie eine ganze Stadt sich unwillkommene Besucher und die neugierige Menge vom Leib hielt, zumal sie, wie ich ebenfalls von Narbu erfahren hatte, weder von Mauern noch von Gräben umgeben war, ja nicht einmal bewacht wurde. Jedes gewöhnliche tibetische Kloster konnte zigfach bessere Schutzmaßnahmen vorweisen. In einem der schmalen Seitentäler des Sangpotals konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einfach einen jungen tibetischen Bauern zu fragen, ob er schon einmal etwas vom Tal der Geheimnisse gehört habe. Er sah mich mit einem sehr seltsamen Blick an und antwortete: „*Me, me!*“ („Nein, nein!“) An seiner gesamten Haltung hätte ein aufmerksamer Beobachter jedoch sofort erkannt, dass er etwas wusste, aber nicht darüber sprechen wollte. Das Tal der Geheimnisse lag keine drei Tagesmärsche mehr entfernt, und wenn es dort tatsächlich eine Stadt mit mehreren hundert Einwohnern gab, schien es sehr unwahrscheinlich, dass er nichts davon wusste. „Aber es gibt ein Tal der Geheimnisse, schließlich gehe ich dorthin“, beharrte ich. Er zuckte zusammen und brachte, fast zitternd, mit tiefer Stimme hervor: „Natürlich, fast jeder von uns weiß, dass die Stadt existiert, aber es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass niemand von uns von ihr spricht, oder auch nur ihren Namen erwähnt.“ „Ich kenne den Weg“, sagte ich, und sah noch einmal auf Narbus Karte, die er mit der Genauigkeit eines Offiziers eines westlichen Generalstabs gezeichnet hatte. „Ich möchte gar nicht, dass Du mir etwas verrätst - ich werde meinen Weg ohnehin allei-

ne finden. Sag' mir nur, *warum* man von Dir und so vielen tausend Menschen verlangt, zu schweigen." „Eine furchtbare Strafe erwartet unverzüglich jeden, der es wagt, sein Schweigen zu brechen", antwortete er. „Wir wissen dies aus Erfahrung. Letztes Jahr verbreiteten zwei meiner Freunde Gerüchte, die sie über die Stadt gehört hatten. Noch am gleichen Abend wurden die beiden schwer krank und ihr ganzes Vieh starb. Dasselbe und noch Schlimmeres widerfährt jedem, der sich der Stadt aus Neugier nähert." „Hast Du es schon einmal versucht?" wollte ich von ihm wissen. „Nein", versicherte er mir, „und das soll die letzte Frage sein, die ich Dir beantworte. Ich war noch nie dort, aber ein Freund von mir, versuchte dorthin zu gelangen. Er hatte die Grenzlinie übertreten, die das Territorium der Stadt markiert und kehrte einige Zeit danach wieder zu seinen Kameraden zurück, die ihn begleitet hatten. Er sah drei Jahre älter aus und war stumm. Drei Monate lang konnte er nicht mehr sprechen. Seine *tshe* (Zunge) war gelähmt." Ich setzte meinen Weg fort.

So recht konnte ich das Ganze nicht glauben, auch wenn der Bauer wirklich große Angst gezeigt hatte. Haben solche Ängste erst einmal eine ganze Bevölkerung im Griff, wird Selbstsuggestion zu einem bedeutenden Faktor. Sie ist es dann, die Krankheiten und Lähmungen erzeugt. Fälle dieser Art sind mir nichts Neues, da ich sie von meinen Reisen durch andere Länder her kenne.

Zwei Tage später befand ich mich kurz vor der geheimen Stadt. Ich war in dem Tal, das Narbu auf der Karte eingezeichnet hatte. An einer Stelle, an der es einige hundert Yards breit war, entzog sich plötzlich das Flussbett meiner Sicht. Ich entdeckte mehrere große Steinplatten, in die das Wort „Grenze" eingemeißelt war. Das war also die „Grenzlinie" (*tsam*), von der der Bauer gesprochen hatte! Ich ging weiter. Das Tal hinter den Steinplatten sah genauso aus wie der davorliegende Teil, mit dem Unterschied, dass man jetzt das Flussbett nicht mehr sehen konnte. Ich lief einige nun-

dert Yards weiter, bemerkte jedoch nichts, was auf eine Stadt schließen ließ. Nach kurzer Zeit wurde das Tal breiter und breiter, aber von einer Stadt war noch immer nichts zu entdecken. Sollte ich einen falschen Weg eingeschlagen haben?

Ein paar Minuten später bemerkte ich plötzlich eine runde Steinmauer, die etwa vier Fuß hoch war und einen Durchmesser von ungefähr zehn Yards hatte. Sie stand in der Mitte des Tals, das hier circa 400 Yards breit war. Der Boden um die Rundmauer fiel nach allen Richtungen hin flach ab. In einem wesentlich größeren Kreis, der vielleicht 100 Yards durchmaß, waren sieben viereckige Geländer angebracht. Ich ging auf das Bauwerk zu. Je näher ich kam, desto deutlicher sah ich, wie sauber und außerordentlich gut alles erhalten war. Nun erkannte ich, dass jedes der sieben Geländer eine große, im Boden eingelassene Glasplatte umrandete und jedes dieser Quadrate eine Fläche von etwa vierzig mal vierzig Yards einnahm. Vor jedem Viereck befand sich eine Treppe, die nach unten zu einer schweren Tür führte. Offensichtlich handelte es sich bei den Vierecken um eine Reihe unterirdischer Wohngebäude, die ihr Licht durch flache Glasplatten in der Oberfläche erhielten.

Sofort verstand ich, was der Architekt dieser eigenartigen Konstruktionen bezwecken wollte. Problemlos konnte man diese „Häuser“ im Winter warmhalten. Gleichzeitig war die Stadt praktisch erdbebensicher und da sich ihre „Dächer“ auf einer Linie mit der Erdoberfläche befanden, würde es ausreichen, die Glasplatten mit Sand zu bedecken und die Geländer und die kleine Mauer in der Mitte zu entfernen, um die ganze Stadt bei Gefahr unsichtbar zu machen. Im äußersten Notfall könnte man zusätzlich die Treppeneingänge zuschütten. Das Licht der Morgensonne glitzerte auf den Glasoberflächen und ich begann mir darüber Gedanken zu machen, wie die Bewohner sich wohl vor den sengenden Sonnenstrahlen eines heißen tibetischen Nachmittags schützten, als ich ein großes Rohr bemerkte, das zu einer Art Tank in

der Rundmauer führte, die auf der höchsten Stelle einer sanft abgleitenden Ebene errichtet worden war. Kleinere, vom Tank ausgehende Rohre liefen hinunter zu den Glasplatten. Wahrscheinlich hielt man an heißen Tagen die Temperaturen in den Häusern niedrig, indem man die Glasdächer bewässerte.

Ich stieg eine der Treppen hinab und stand vor einer schweren Tür. Nichts war vorhanden, mit dem sich ein Besucher hätte bemerkbar machen können. Zuerst klopfte ich mit meinen Fingern, dann mit der Faust. Aber niemand kam, um zu öffnen. Ich könnte eigentlich auch auf ein Glasdach steigen und darauf herumtrampeln, bis mich jemand hörte, dachte ich bei mir. Doch als ich mir die Geländer noch einmal genauer ansah, und feststellte, dass sie über acht Fuß hoch, sehr stabil und so intelligent konstruiert waren, dass es unmöglich war, sie zu überwinden, gab ich mein Vorhaben wieder auf. So blieb mir also nichts weiter übrig, als herumzulaufen, in der Hoffnung, jemanden zu treffen. Meine Hoffnung wurde enttäuscht. Keine Menschenseele zeigte sich hier draußen. Alles war wie tot - obwohl es gegen halb zehn Uhr morgens war!

Ich entschloss mich zu einem kleinen Spaziergang, um die Umgebung zu erkunden. Vielleicht würde mir jemand auf dem Rückweg begegnen. Ich verließ die Stadt in der entgegengesetzten Richtung aus der ich gekommen war. Kaum hatte ich die Geländer passiert, die die Glasoberflächen umgaben, stand ich mitten in der Wüste und schon eine Viertelstunde später stieß ich wieder auf Steine, auf den „Grenze“ stand. Das war alles! Also kehrte ich um und lief zurück. Die geheime Stadt lag nur wenige hundert Yards vor mir, aber wäre ich zum ersten Mal hierher gekommen, ohne zu wissen, dass sie existiert, hätte ich nichts von ihr bemerkt. Die dünnen Geländer, deren Farbe exakt der des Bodens angepasst war, waren kaum zu erkennen und die Rundmauer wurde von einem kleinen länglichen Hügel verdeckt.

Als ich wieder an meinem Ausgangspunkt war, sah ich, wie jemand eine der sieben Treppen hinaufstieg. Es war gar nicht nötig ihm zuzurufen. Mit großer Eile kam er auf mich zu. „*Chi la iru dug?*“ („Was machst Du hier?“), fragte er mich in scharfem Ton. Er trug eine *chu-pa* aus billiger Seide und war äußerst sauber. Seine Augen waren eiskalt. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos. „Ich habe eine Einladung“, antwortete ich. „Von wem?“ Seine Stimme klang fast hohl und unpersönlich. Ich erwähnte Narbu. Schlagartig verwandelte sich seine eisige Unnahbarkeit in tiefsten Respekt. „Es ist noch sehr früh am Tage, mein Herr; nur wenige Einwohner der Stadt verlassen das Bett vor Mittag. Das Leben hier beginnt erst in den frühen Nachmittagsstunden. Wenn Ihr eingeladen seid, so weiß Lha-mo-chun (die kleine Göttin) davon. Ihr müsst Euch gedulden. Sie mag in einer Stunde aus dem Palast kommen.“ „Aus dem Palast!“ rief ich. „Ja, aus dem Palast“, wiederholte er. „Das ist der Palast.“ Er zeigte auf eine der viereckigen Glasoberflächen. Dann verneigte er sich ehrfurchtsvoll und zog sich zurück. Während des gesamten Gesprächs hatten seine Augen ihren Ausdruck der Unnahbarkeit nicht verloren. Ich sah ihm nach. Ein anderer Mann, der Baumwollkleidung trug, stieg eine der Treppen hinauf. Ich war entsetzt von der Art wie er sich bewegte. Ich musste an die Puppe aus einer berühmten Oper von Offenbach denken. Es war kein Leben in diesem Mann, nicht ein Schimmer von Individualität. Der unterkühlteste Kammerdiener des reserviertesten Aristokraten der Welt wäre geradezu ein Vulkan an Lebenskraft und Leidenschaft gewesen im Vergleich zu diesem Mann. Als er an mir vorbeiging, sah ich in seine Augen. Sie waren fast so leer, wie die einer Leiche. Um die Zeit nicht nutzlos verstreichen zu lassen, sah ich mir die Umgebung noch einmal ganz genau an. Ich hatte die Rundmauer noch nicht untersucht und beugte mich über ihren Rand. Sie war um einen vertikalen Schacht herumgezogen worden. Ich blickte hinunter. Der Schacht schien ungeheuer tief zu sein. Ich strengte meine

Augen an. Er musste irgendwo tief in den Eingeweiden der Erde enden. Ich sah mich nach einem Stein um. Würde ich einen etwas größeren Stein, von ungefähr zehn Kilo Gewicht hinabwerfen, könnte ich die Tiefe gut abschätzen, dachte ich. Alles um mich herum war so ordentlich, dass nicht ein einziger Stein zu finden war. Ich musste mindestens fünf Minuten laufen, bis ich einige geeignete Exemplare entdeckte. Ich warf einen der Steine in den Schacht und horchte. Zehn Sekunden vergingen und nichts war zu hören. Zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Sekunden - nichts. Ich warf einen zweiten schweren Stein hinterher und lehnte mich über die Mauer. Kein Aufschlagsgeräusch! Ich ging ein zweites Mal in Richtung Talhang und holte einen großen Stein, der mindestens zwanzig Pfund wog. Ich zog mein Gummiboot aus dem Schafhautbeutel, in dem ich es immer bei mir trug und verwandelte es unter Zuhilfenahme von Schnur und Sicherheitsnadeln in ein überdimensionales Hörrohr, das ich mit der großen Öffnung nach unten, an der Schachtmauer befestigte. Dann warf ich den schweren Stein hinunter und lauschte mit äußerster Konzentration an meiner selbstgefertigten Apparatur. Zehn Sekunden verstrichen, zwanzig, dreißig - wieder nichts! In atemloser Spannung horchte ich weiter. Nach etwa fünfunddreißig Sekunden, hörte ich, wie der Stein hart gegen die Schachtmauer prallte und mehrere Sekunden lang an ihr herabschrammte, aber nirgendwo aufschlug. Ich harrete noch eine ganze Minute an meinem Hörrohr aus, vernahm aber nicht mehr das leiseste Geräusch.

Mit Sicherheit hatte ich es hier mit einem hochinteressanten Objekt zu tun, dass wohl kaum einem Forschungsreisenden gleichgültig gewesen wäre. So machte ich mich noch einmal auf den Weg zum Hang und kehrte kurz danach mit einem Felsstück zurück, das etwas mehr als dreißig Pfund wog. In diesem Moment stürzte ein anderer Tibeter einen der Trepenaufgänge hinauf, stürmte auf mich zu und sagte: „Verehrter Herr, werter Gast, Ihr werdet höflichst gebeten, keine

Steine in den Schacht zu werfen." Er stierte mich aus seinen kalten, leblosen Augen an, während er mir diese Bitte vortrug. Dann machte er kehrt und verschwand wieder.

Bald darauf schien die Stadt zum Leben zu erwachen. Auf allen Treppen erschienen Menschen, von denen die meisten in armselige Baumwollgewänder gekleidet waren. Offensichtlich gab es hier zwei verschiedene Arten von Bewohnern. Diejenigen, die Seidenkleidung trugen, bewegten sich wie menschliche Wesen. Als einige von ihnen an mir vorbeigingen, während ich am Schacht stand, an dessen Mauer ich mich angelehnt hatte, grüßten sie mich, ohne jedoch dabei stehenzubleiben oder mir Fragen zu stellen. Der Großteil von ihnen hatte schöne Gesichter und mehrere Frauen waren ausgesprochen attraktiv. Nur ihre Augen wirkten glanzlos und trüb. Niemand lachte und die, die sich miteinander unterhielten, während sie zwischen den einzelnen „Gebäuden“ umherwanderten, sprachen mit einer außergewöhnlich tiefen Stimme.

Die zweite Gruppe, die „Baumwolleträger“, verhielten sich völlig anders. Sie waren in der Überzahl und fungierten offenbar als Diener der Kolonie. Ich sah sogar Kinder unter ihnen. Diese Menschen boten einen scheußlichen Anblick. Sie bewegten sich wie Automaten und ihre Augen erinnerten mich an die von Toten.

Ich begann mich etwas unwohl zu fühlen. Aber dann dachte ich an die hübsche, kleine Dolma, die so voller Leben und Enthusiasmus war, und an Narbu, diesen klugen, energiegeladenen und warmherzigen Mann. Würden solche Menschen mich in eine Gemeinschaft bringen, die nicht dem Licht diene? Hatte man mir nicht gesagt, dass die geheime Stadt nur die ehrenwertesten Ziele anstrebe, dass sie zum Wohle der Menschheit errichtet worden sei? War darüber hinaus nicht alles, was ich bisher von der Stadt gesehen hatte, sauber, praktisch und bemerkenswert gut organisiert? Die ganze Anlage als solche, schien das Werk eines Genies zu sein.

Einige Kinder in Baumwollkleidung, die schwere Kartons trugen, liefen an mir vorbei. Direkt vor mir verlor ein kleines Mädchen einen ihrer Kartons. Ich bückte mich, um ihr beim Aufheben behilflich zu sein. Dabei trafen sich unsere Blicke. Noch nie zuvor hatte ich solche Kinderaugen gesehen. Kein Leben war ihnen, keine Freude, keine Begeisterung, nur der monotone Ausdruck einer mechanisch arbeitenden Intelligenz. Sie nahm den Karton auf, ohne dabei ein Wort zu verlieren oder zu lächeln und ging weiter. (Nur einmal sollte ich in dieser Stadt zwei Kindern begegnen, die wirklich zu leben schienen. Vermutlich waren es Kinder von Mitgliedern). Wieder musste ich an einen Roboter oder eine wandelnde Leiche denken.

In diesem Augenblick näherte sich mir einer der erwachsenen Automaten, starrte mich mit leblosem Blick an und sagte: „Verehrter Herr, werter Gast, Lha-mo-chun erwartet Euch am Eingang des Palastes.“ Ich folgte der seltsamen Gestalt zu einem der Treppenabgänge. Eine junge Dame, die vornehm in weiße Seide von hervorragender Qualität gekleidet war, stieg zu uns herauf und lächelte mich an. „Willkommen!“ sagte sie mit sehr tiefer Stimme. „Wir wussten, Du würdest kommen.“ „Ich bin bereits heute morgen eingetroffen“, antwortete ich auf Tibetisch, „bedauerlicherweise habe ich zunächst niemanden vorgefunden.“ „Die Bewohner der Heiligen Stadt pflegen sehr spät aufzustehen“, erklärte sie mir. „Das Frühstück wird im Speisehaus serviert“, sie zeigte auf eines der anderen Glasdächer, „- um ein Uhr. Alle unsere Mitglieder und Gäste werden dann anwesend sein.“ Sie sah auf meine Ausrüstung. „Ich werde veranlassen, dass Dein Gepäck auf Dein Zimmer gebracht wird.“ Sie winkte einen Diener herbei, der meine Sachen nahm und forttrug. „Du wirst im Gästehaus dort drüben wohnen. Du bist der zweite Weiße, der die Heilige Stadt besucht“, sagte sie und fügte dann in gebrochenem Englisch hinzu: „Es waren schon einige Menschen aus Indien bei uns zu Gast, aber nur einer aus dem Westen.“ „Ist er wieder in seine Heimat zurückge-

kehrt?" fragte ich sie ebenfalls auf Englisch. „Nein“, erwiderte sie. „Leider ist er hier verstorben. Sein Grab befindet sich in der Heiligen Stadt.“ „Wäre es Dir möglich, jemanden zu beauftragen, mir dieses Grab morgen zu zeigen?“ erlaubte ich mir, zu fragen. „Unter keinen Umständen“, entgegnete sie in gut verständlichem Englisch, „ich selbst werde Dir das Grab zeigen.“

Wir gingen einige Dutzend Yards bis zum nächsten Treppenabgang. „Das ist der Tempel“, erklärte sie. „Wir nennen ihn *Lha-Khang*.“ Sie zog einen goldenen Schlüssel hervor und schloss die Tür auf. „Bitte sehr, mein Herr, nach Ihnen!“ In der Heiligen Stadt schien man allergrößten Wert auf höfliche Umgangsformen zu legen.

Wir betraten einen Korridor. Das Licht im Innern war derart grell, dass man fast die Augen schließen musste. Durch das gesamte Dach, das aus Glas bestand, strömte das helle Tageslicht herein. Sie entriegelte die stabile gegenüberliegende Tür und warf sie auf. Die Wände waren mit rätselhaften magischen Zeichen und *dsungs* (magischen Formeln) versehen. „Das ist das Leichenhaus“, erklärte sie. „Wer in der Heiligen Stadt stirbt, wird hier bis zur Beisetzung aufgebahrt.“ „Wie lange?“ „Sieben Tage“, sagte Lha-mo-chun. „Dieses Gebäude hat drei Stockwerke“, fuhr sie fort. „Wir befinden uns hier in der obersten Etage, darunter liegt der Tempel, und ganz unten ist der Friedhof.“ Wir verließen den Raum und sie verriegelte sorgfältig die Tür. Unser Weg abwärts führte uns an der Tür des Tempels vorbei, die aus reinem Gold zu bestehen schien. Falls die Goldschicht nur künstlich war, wirkte sie dennoch absolut echt. „Leider ist es mir nicht möglich, Dir den Tempel zu zeigen“, sagte sie. „Nur Mitgliedern der Heiligen Bruderschaft ist es gestattet, ihn zu betreten, Gäste benötigen eine Sondergenehmigung von Ihm, unserem Prinzen, der jedoch gegenwärtig nicht in der Stadt weilt.“

Dann erreichten wir die unterste Etage. Das Licht war hier recht schwach, da es seinen Weg durch drei übereinander

liegende Glasplatten nehmen musste. Wieder zog sie einen goldenen Schlüssel aus ihrem Gewand und schloss eine Tür auf, die in eine große Halle führte. „Das ist unser Friedhof, erklärte sie. „Das Grab des Weißen liegt in der Ecke dort drüben. Es ist das zweite von rechts.“ Ich ging auf den Grabstein zu. Ein tibetischer Name stand darauf. Ich las ihn ganz genau und stellte fest, dass er nicht im geringsten westlich klang. Vermutlich war er unter seinem tibetischen Namen, unter dem er in der Stadt bekannt war, begraben worden. Während ich noch vor einigen anderen Grabsteinen verweilte, sagte sie: „Wenn Du möchtest, führe ich Dich kurz durch die anderen Gebäude. Da Er im Augenblick nicht anwesend ist, kann ich Dir sogar Seinen Privatgarten zeigen. Wenn wir uns etwas beeilen, wirst Du sämtliche Gebäude der Heiligen Stadt kennenlernen, außer Seinem Palast natürlich. Ich hoffe, er wird Dir nach Seiner Rückkehr eine Audienz gewähren. Dann wirst Du auch Seinen Palast sehen.“ Wir stiegen die Treppe hinauf, und ich folgte ihr zu dem Gebäude gegenüber des Palastes. Als sie die schwere Tür geöffnet hatte, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen. Vor uns lag ein großer Raum, etwa vierzig mal vierzig Yards, in dem die herrlichsten Blumen wuchsen. Die Qualität dieses Glashauses entsprach der seiner besten westlichen Gegenstücke, wie man sie in unseren botanischen Gärten antrifft. Es war in verschiedene Abteilungen aufgegliedert und wurde von Warmwasserrohren beheizt, deren Temperatur regulierbar war. Die Konstruktion selbst stellte nichts Außergewöhnliches dar, doch grenzte es nahezu an ein Wunder, so etwas in einem Tal mitten in Tibet vorzufinden. „Das ist Sein Privatgallen“, sagte sie mit tiefstem Respekt. „Dies ist der Ort, an dem Er, unser Prinz, Mani Rimpotche, das erhabene Juwel, der Prinz des Lichts, seine nachmittäglichen Spaziergänge zu genießen pflegt. Das Glashaus besitzt eine direkte unterirdische Verbindung zum Palast.“ Wir betraten einen Bereich, in dem tropische Pflanzen gediehen. „Kannst Du mir sagen, wie die Heilige Stadt beheizt wird?“ „Wir benut-

zen Alkohol zur Wärmegewinnung, er erzeugt keinen Rauch", sagte sie. „Woher bekommt ihr den Alkohol?" „Wir stellen ihn selbst her. Die Destillerie befindet sich direkt gegenüber. Dieses Gebäude dient außerdem als Küche, Wäscherei, Sanitäranlage und Wohnbereich für mehrere hundert Bedienstete." Wir verließen das Glashaus.

„In dem Gebäude dort drüben wohnen unsere Mitglieder", erklärte sie. „Du wirst im Gästehaus daneben beherbergt. Du kannst kommen und gehen, wie es Dir beliebt. Das Speisehaus wirst Du gleich kennenlernen, wenn wir unser Frühstück einnehmen. Jetzt möchte ich Dir noch das Gebäude zeigen, in dem die Küche und die sanitären Anlagen untergebracht sind." Wir gingen hinüber zu diesem „Gebäude" und stiegen eine Treppe hinab. Eine schwere Tür stand weit offen. Ich sah eine überdimensionale Bekanntmachung, die die Mitglieder, Gäste und das Personal dazu aufforderte, ausschließlich die sanitären Einrichtungen dieses Gebäudes zu benutzen, das eigens für diesen Zweck mit unterirdischen Tunnels zu den anderen Bauten verbunden worden war. „Wäre es nicht praktischer gewesen, jedes Gebäude mit eigenen Wasch- und Toilettenräumen zu versehen?" fragte ich den für diese Einrichtung verantwortlichen Betriebsleiter, einen Mann mittleren Alters, der eine einfache ~~Seidenelegante, Nele, die es tagtäglich als „Seid" idestinierte~~ Gründe, die uns dazu verpflichten, diese Vorschrift einzuhalten.

Sämtliche unreine organische Materie wird hier in einem Feuer, das Tag und Nacht in Gang gehalten wird, sofort vernichtet. Jeder, der sich in der Heiligen Stadt aufhält, muss die Unbequemlichkeit auf sich nehmen, einige hundert Yards von seinem Wohnsitz bis hierher zu laufen. Es ist ein Opfer, dass er der Reinheit der Heiligen Stadt entgegenbringt." Während er mir dies erklärte, verriet sein Tonfall, dass er

daran denken, dass Achtung vor dem Schöpfer selbstverständlich auch hohe Achtung vor dem eigenen Körper bein-

haltet, und dass Ekel vor den körperlichen Bedürfnissen einer Sünde gleichkommt. Bis zu dieser Zeit hatte ich mir zu allem, was ich in der Heiligen Stadt sah oder hörte, eine sehr kritische und sachliche Einstellung bewahrt. Doch seltsam, nachdem ich meine erste Mahlzeit im Speisehaus gegessen hatte, begann ich alles mit anderen Augen zu sehen. Mit einem Mal wurde ich von einer mir bisher fremden Begeisterung erfasst, die sich auf alles bezog, was mit dieser Stadt zusammenhing, so als hätte ich mit dem Essen eine gehörige Portion an naivem Enthusiasmus geschluckt.

Mehrere hundert Mitglieder und Gäste der Heiligen Bruderschaft hatten sich im Speisehaus, einer großen Halle von etwa vierzig mal vierzig Yards, zum Frühstück versammelt. Auf zahlreichen kleinen Bodenerhöhungen hatten die Teilnehmer, jeweils neun Personen, die einen Kreis bildeten, auf kostbarsten Kissen Platz genommen. (Die Zahl Neun schien die „heilige Zahl“ der Heiligen Stadt zu sein, obwohl man auch häufig mit der Sieben konfrontiert wurde. Es gab sieben Gebäude; das Gästehaus hatte neunzig Zimmer. Der Gong ertönte vor den Mahlzeiten neun Mal usw.). Unzählige dieser hässlichen und leblosen Diener, die ich bis zu meinem ersten Mahl in der Heiligen Stadt als äußerst abstoßend empfand, huschten lautlos über die dicken Teppiche. Das Essen wurde vom Küchen- und Sanitärgebäude durch einen unterirdischen Tunnel ins Speisehaus befördert. Die Diener kamen und gingen in regelmäßigen Abständen und einer von ihnen schien sogar den betriebsamen Verkehr zu regeln. Gewiss hat sich der eine oder andere Leser bereits gefragt, wie es der Bruderschaft möglich war, einen solchen Lebensstandard aufrecht zu erhalten. Wenn nur einige wenige Dutzend der mehreren Hundert Mitglieder so wohlhabend waren wie Narbu, ließ sich problemlos alles durch freiwillige Spenden finanzieren. Zudem ist es höchstwahrscheinlich, dass die Bediensteten der Kolonie für die Verrichtung ihrer Arbeiten nichts erhielten. Hinzu kommt, dass infolge der perfekten Organisation der Stadt, nahezu alle

Abfälle wiederverwertet wurden. Was die Versorgung mit Nahrungsmitteln anbelangt, so ist anzunehmen, dass nur ein Teil des Bedarfs außerhalb der Stadt beschafft wurde. Es gab sehr große unterirdische Gewächshäuser, zu denen niemand Zutritt hatte und in denen wahrscheinlich wissenschaftliche Anbauexperimente durchgeführt wurden.

Von den wenigen Mitgliedern, die, ähnlich wie Lha-mo-chun, gebrochen Englisch sprachen, saßen zwei in meinem Tischkreis. Als ich den Diener sah, der den Verkehr am Eingang des Durchgangs zum Küchengebäude regelte, gestattete ich mir einen Scherz über die Stadt, in dem ich zum Ausdruck brachte, dass mich dieser Diener an einen westlichen Schutzmann erinnerte und lachte laut. Die anderen sahen mich zutiefst schockiert an. Sofort wurde ich von einem Herren, der offenbar für das Speisehaus verantwortlich war, höflichst aber bestimmt, darauf aufmerksam gemacht, dass es verboten sei, in der Heiligen Stadt zu lachen. Dann erfuhr ich von meinen Tischgenossen, dass nicht nur Lachen, sondern auch lautes Sprechen einen Verstoß gegen die Gesetze bedeute und man lediglich Unterhaltungen mit gesenkter Stimme toleriere. Unter diesen Tischgenossen befanden sich auch einige Hellsichtige. Sie waren sehr stolz auf ihre parapsychologischen Leistungen und noch stolzer darauf, dass sie von Mani Rimpoche, dem Erhabenen Juwel, ausgewählt worden waren, Ihm bei seiner großen Aufgabe der Welt Erleuchtung zu schenken, dienen zu dürfen.

Die genaue Rangordnung der Mitglieder der Heiligen Bruderschaft, die von dem Prinzen des Lichts oder Erhabenen Juwel, gelegentlich kurz auch als „Er“ bezeichnet, angeführt wurden, hatte jedoch geheim zu bleiben. Die Mitglieder unterzogen sich bestimmter Initiationen, durch die sie schrittweise in der Hierarchie des Lichts aufstiegen. Während meines Aufenthaltes im Tal der Geheimnisse hörte ich Titel wie „Spender der Göttlichen Weisheit“, „Meister des Lichts“, „Jünger des Lichts“, „Retter der Seelen“, „Herr des Erbarmens“, „Erleuchteter Lehrer“ und einige mehr. Jede Initiation

verband den Titelinhaber enger mit dem Führer der Bruderschaft und ich vermute, dass die höchsten Titelträger über keinerlei eigene Persönlichkeit mehr verfügten, sondern nur noch als reine „Handlanger des Göttlichen Willens“ agierten - ohne Herz, ohne Körper und ohne Seele. Als Lohn für ihre Verpflichtung gegenüber dem „Licht“, erfuhren sie eine Steigerung ihrer übersinnlichen Kräfte und spirituellen Energien in dem Wissen, dass sie ausschließlich und einzig dem Interesse der Bruderschaft und keinem anderen Zwecke dienten. Jeder Gedanke an Sexualität schien in der Heiligen Stadt als verachtenswert und unwürdig für derart hochspirituelle Menschen angesehen zu werden.

Ich sah mich um und entdeckte Lha-mo-chun, die in einem der anderen Kreise, zehn Yards von mir entfernt, saß. Offenbar war Sexualität hier ein völliges Tabu, so dass niemandem „etwas Bestimmtes“ in den Sinn kam, wenn ein schöner Mann oder eine schöne Frau erschien, ganz gleich, wie attraktiv sie oder er war. Nach dem Frühstück musste ich die einzige Formalität erledigen, die von Besuchern der Heiligen Stadt verlangt wurde. Ich überreichte dem Leiter des Gästehauses bei meinem Betreten ein kleines Stück Papier, auf das ich einige tibetische Worte geschrieben hatte. Dann durfte ich mein Zimmer betreten.

Es war ein sehr großzügiger Raum, der von dem riesigen „Fenster“, das die ganze Decke einnahm, hervorragend erhellt wurde. Obwohl es an diesem Nachmittag recht heiß war, blieb der Raum, dank der erwähnten oberirdischen Anlage, mit der man beliebige Mengen Wasser zur Temperaturregelung über die Glasdächer leiten konnte, angenehm kühl. Luft erhielt man durch ein Rohrsystem, das zu einer Art Ventilator führte. Diese Anlage, die das ganze Gebäude versorgte, wurde von den Bediensteten rund um die Uhr in Betrieb gehalten.

Kurz zuvor, als ich das Gästehaus zum ersten Mal betreten hatte, war mir aufgefallen, dass seine Eingangstür für tibetische Verhältnisse sehr ungewöhnlich war. Sie schien abso-

lut wasser- und luftdicht zu sein. In meinem Zimmer stellte ich außerdem fest, dass es keine Möglichkeit gab, das Dekkenfenster zu öffnen. Sollte dies bedeuten, dass man bei der Konstruktion der Heiligen Stadt daran gedacht hatte, sie im Notfall zu fluten?

Da der Gästehausleiter wusste, dass ich ein Weißer war, hatte er dafür gesorgt, dass mein Zimmer mit einem westlichen Bett ausgestattet wurde. Die Zimmertüre ließ sich von Innen verriegeln und alles war makellos sauber. Der Leiter hatte mich auch darauf hingewiesen, dass ich auf meinem Zimmer alles tun könne, außer Essen und Wäsche waschen, denn dadurch würden die Räume entweiht. Um meine Wäsche würde sich das Personal des Sanitärgebäudes kümmern. Für Komfort war also in jeder Hinsicht bestens gesorgt, mit der Ausnahme, dass ich jedesmal, wenn ich ein dringendes Bedürfnis verspürte, die Unannehmlichkeit auf mich nehmen musste, mehrere hundert Yards bis zum Sanitärgebäude zu laufen. Da ich es jedoch bevorzuge, so frei und unabhängig wie möglich zu sein, entschloss ich mich kurzerhand, die Dinge zu vereinfachen und stellte die größte meiner Flaschen neben mein Bett, womit ich natürlich gegen die strikten Regeln des Hauses verstieß.

Die gesamte geistige Atmosphäre der Stadt war mehr als eigenartig und schien die verborgen vorhandenen Kräfte eines Menschen zu aktivieren. Wenn ich morgens das Gästehaus verließ, war die Tür, die ins Freie führte, manchmal geschlossen und manchmal stand sie weit offen. Seltsamerweise *spürte* ich jedesmal, bevor ich aus meinem Zimmer ging, ob die Tür offen oder geschlossen war. Dieses undeutliche Gefühl (das *nichts* mit Hellseherei zu tun hatte) erwies sich jedesmal als richtig, wenn ich die Außentür erreichte, nachdem ich zuvor zwei rechtwinklig zueinander liegende Korridore durchquert hatte. Die Tür war stets, so wie ich es im Zimmer geahnt hatte, entweder offen, halboffen oder geschlossen. Ich konnte keine Erklärung für dieses Phänomen finden, nichtsdestoweniger war es für mich real. (Die Mitglie-

der der Geheimgesellschaft übrigens, durften die Stadt nur mit einer persönlichen Genehmigung des Prinzen verlassen, die dieser ausschließlich für Sondermissionen erteilte. Ihr Leben war reglementiert, wie das von Bewohnern eines Ameisenhaufens. Den leblosen Bediensteten, deren Intelligenz mit der von Tieren vergleichbar war, schien es ohnehin *unmöglich* zu sein, etwas anderes zu tun als ihre Pflicht.)

Ein zweites sehr seltsames Erlebnis hatte ich am gleichen Tag, als ich zum Sanitärgebäude hinüberlief, um meine Urinflasche zu entleeren. Ich bemerkte, dass sich ihr Inhalt schwarz gefärbt hatte! Sofort führte ich dies auf die fremdartige Nahrung zurück. Nur wenige Minuten später konnte ich mich an nichts mehr davon erinnern. Die geistige Atmosphäre der Stadt erschwerte offensichtlich kritisches und methodisches Denken beträchtlich. Sie schwächte das Erinnerungsvermögen (ich befand mich noch keine zehn Stunden an diesem Ort, die mir allerdings vorkamen, wie mehrere Jahre), führte aber andererseits zu einer erheblichen Steigerung der Intuition.

Als ich wieder mein Zimmer betrat, vernahm ich das Geräusch von Schritten auf dem Glasdach. Aus der Ferne kündigte sich durch lauten Donner ein Gewitter an, und da tibetische Gewitter im Sommer gewöhnlich sehr heftiger Natur sind und nicht selten von schwerem Hagel begleitet werden, bedeckte man die Glasdächer mit einer Art dickem Stoff oder dünnen Matten, um sie vor dem Hagelschlag zu schützen. Neugierig ging ich nach oben. Dort draußen wimmelte es von mehreren hundert dieser roboterhaften Dienern, die bei ihrer Arbeit von sich mechanisch bewegenden Kindern unterstützt wurden, deren lebloser Blick, der an den einer Leiche erinnerte, vielleicht noch abstoßender war als der Ausdruck - oder eher gesagt, der fehlende Ausdruck - in den Augen der Diener.

Unten in meinem Zimmer war es infolge dieser Schutzmaßnahmen dunkel geworden. Nachdem ich eine Lampe entzündet hatte, setzte ich mich, um zu lesen. Man hatte mir zu

diesem Zweck extra Mobiliar bringen lassen, das einem westlichen Tisch und dem dazugehörigen Stuhl entsprach. Eine halbe Stunde darauf ertönte ein Gong neun Mal. Als ich nach zwanzig Sekunden noch nicht das Zimmer verlassen hatte, trat einer der leichenhaften Diener ohne anzuklopfen ein und sagte: „Verehrter Herr, werter Gast, würdet Ihr Euch bitte zur zweiten Mahlzeit des Tages begeben?“ Im Speisehaus traf ich Narbu, der soeben angekommen war. Er sah sehr gut aus. Nur seine Augen schienen sich etwas verändert zu haben. Sie waren noch immer sehr schön, wirkten jedoch ein wenig glasig, was mir gar nicht gefiel. Offenbar nahm er einen sehr hohen Rang innerhalb der Geheimhierarchie ein, da die anderen Mitglieder sich ihm mit ungewöhnlichen Zeichen der Ehrerbietung näherten.

Narbu teilte mir mit, dass Mani Rimpotche, das Erhabene Juwel, der Prinz des Lichts, der Regent der Heiligen Stadt am darauffolgenden Tag eintreffen und mir sehr wahrscheinlich das Privileg einer Audienz einräumen würde. Es hatte Fälle gegeben, so Narbu, in denen Bekannte verschiedener Mitglieder der Bruderschaft ihr gesamtes Vermögen opferten und tausende Kilometer Weg auf sich nahmen, nur um eine Audienz von zwei Minuten gewährt zu bekommen. Narbu riet mir auch, falls ich eine Audienz erhalten sollte, den Prinzen des Lichts darum zu bitten, mir die Erlaubnis zur Teilnahme an einem Gottesdienst zu geben. Nur Mitgliedern war es gestattet, den Tempel zu betreten und Gäste, die noch kein Gelübde abgelegt hatten, wurden nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Prinzen selbst zugelassen. „Die nächsten Tage werden für Dich von großer Bedeutung sein“, sagte Narbu. „Niemand hier hat das Recht, Dich zu irgendetwas zu zwingen. Nur Du alleine entscheidest, ob Du Mitglied werden möchtest. Du kannst kommen und gehen, wie es Dir beliebt. Solange Du kein Gelübde abgelegt hast, bist Du der Bruderschaft zu nichts verpflichtet.“ Dann flüsterte er mir zu: „Viele hier haben bereits erkannt, dass Du für uns von unschätzbarem Wert sein könntest - Du müsstest Dich nur freiwillig für

uns entscheiden." Er deutete sogar einen raschen Aufstieg meinerseits innerhalb der Hierarchie, schnell aufeinander folgende Initiationen und die Betrauung mit einer „wahrhaft großen Aufgabe" an, sobald ich mich dazu entschlossen hatte, der Bruderschaft beizutreten.

Ich erklärte ihm, dass ich bisher niemals irgendeiner Vereinigung oder Bruderschaft angehört hatte und bis zum heutigen Tage immer darum bemüht war, so unabhängig wie nur möglich zu bleiben und nur sehr widerstrebend dazu bereit sei, meine diesbezügliche Einstellung zu ändern. „Es liegt an Dir", sagte er. „Solltest Du Dich für uns entscheiden, wird Dir der Prinz des Lichts die erhabene Position zuweisen, in der Du Dich gänzlich zu unserem Nutzen entfalten kannst." Stets war ich darauf bedacht gewesen, mir meine Position selbst zuzuweisen, was mir viel Wissen und einen ungeheuer wertvollen Schatz an Erfahrung eingebracht hatte, doch hier in der Stadt war es mir unmöglich, die Dinge so sachlich anzugehen, wie es in einer neutralen Atmosphäre der Fall gewesen wäre. Ich hatte das Gefühl, als wäre meine Fähigkeit des klaren und unabhängigen Denkens und besonnenen Abwägens gerade durch meine Anwesenheit als solche beeinträchtigt. Da ich allerdings, wie es Okkultisten bezeichnen würden, ein „Löwentemperament" besitze (wenn auch eines von sanfter Natur, sofern ich sanft sein *will*), setzte sich alles in meinem Innern zur Wehr und ich verfluchte nahezu die Atmosphäre dieser Stadt.

Ich musste an eine Stelle in Goethes *Faust* denken, wo der Teufel, der gerade von einem zukünftigen Opfer abgelassen hatte, zu sich sagt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Lass nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab ich dich schon unbedingt!

Dann sah ich wieder Narbu an und schämte mich für das, was mir soeben durch den Kopf gegangen war. Er schien

nicht die geringsten Zweifel zu hegen. Er wollte, dass ich einer Bruderschaft beiträt, die dem Wohle der Menschheit diene, überließ jedoch die letzte Entscheidung mir. Einmal mehr überkamen mich die heftigsten Schuldgefühle wegen dieser abweichlerischen Gedanken.

In unserem Tischkreis herrschte eine lebhaft Konversation, auch wenn jedermann sichtlich darum bemüht war, seine Stimme im Zaum zu halten. All diese Menschen waren ein wenig stolz darauf, für das Wohl der Welt tätig sein zu dürfen. Sie hatten eine recht hohe Meinung über ihre eigene Spiritualität. Sie brachten sogar den Prinzen des Lichts in Verbindung mit bestimmten hohen spirituellen Wesenheiten, bei denen es sich hinduistischen Philosophen zufolge um karmische Agenten handelt, die den Auftrag haben, lenkend in karmische Auswirkungen bei Menschen und Nationen einzugreifen. Einige von ihnen schienen sogar zu glauben, dass der Heilige Herrscher tatsächlich das Geschick der Welt beeinflusste, indem er den Ausbruch von Kriegen beschleunigte oder verzögerte, die Entwicklung neuer und die Entfernung alter Epidemien und anderer Geißeln der Menschheit steuerte, unter anderem auch die verschiedenen Arten von Naturkatastrophen.

Sie betrachteten das Heilige Juwel als eine Form göttlicher Gerichtsbarkeit und sich selbst natürlich als sehr elitär, weil sie einer solch mächtigen Wesenheit unmittelbar nahestehen durften. Menschliche Intelligenz bedeutete für sie nur etwas Mittelmäßiges. Für sie bestand die wichtigste Aufgabe des Menschen darin, seine menschliche Ebene der begrenzten nüchternen Intelligenz zu verlassen und in die Bereiche der Intuition aufzusteigen, um dadurch „göttlicher“ zu werden. Wieder einmal schlug meine Meinung bezüglich der Stadt ins Gegenteil um, als ich an die eben zitierten Worte des Teufels aus Goethes *Faust* dachte - doch kaum wandte sich mein Blick zu Narbu, wurde ich erneut von peinlichen Gedanken übermannt. Je länger ich mich in der Heiligen Stadt aufhielt, desto mehr wurde ich von einem schreck-

liehen Zustand der Unentschlossenheit erfasst, der mir die schlimmsten geistigen Qualen bereitete. Zeitweise hatte ich das Gefühl, den Boden unter meinen Füßen zu verlieren, dass sich alles in einem unkontrollierten Fluss befand und dass ich ständig zwischen gegensätzlichen geistigen Standpunkten hin und her gerissen wurde.

Ich hörte Narbu zu, der sich mit den anderen am Tisch unterhielt. Seine Stimme kam mir jetzt noch metallischer und hohler vor. Wenn ich selbst hin und wieder etwas zur Diskussion beisteuerte, achtete ich auf meine eigene Stimme und stellte zu meiner Überraschung fest, dass sie ebenfalls einen eigenartig hohlen Klang angenommen hatte. Die feine persönliche Note, die jede menschliche Stimme besitzt, war nicht mehr vorhanden. Besonders Menschen, die großes seelisches Leid erlebt haben, das tatsächlich als das größte Geschenk Gottes gilt, da es uns mehr und mehr in eine Einheit mit unserer Seele bringt, haben eine feine persönliche Note in ihren Stimmen. Auch Shakespeare, der wirkliche Shakespeare, der Erfinder all dieser zauberhaften Charaktere mit ihren eigenen Seelen, muss dieses wundervolle Timbre, das an einen Engel des Schöpfers erinnert, in seiner Stimme gehabt haben. Ich hörte der Unterhaltung zu, die am Nachbartisch geführt wurde. Es ging um Evolution. In der Stadt schien man sich nur wenig mit menschlichen Angelegenheiten zu befassen. Jeder wollte die menschliche Ebene überwinden und die göttliche Stufe erreichen. Einer von ihnen philosophierte über den Ruhm der Evolution, den Aufstieg von der Ebene der Mineralien über die der Pflanzen, der Tiere, des Menschen, der Engel bis hin zu der der Erzengel und Gott. Er vertrat die Ansicht, dass auf diese Weise jeder zu Gott würde, und dass dies lediglich eine Frage der Zeit sei. Ruhm betrachtete man hier als das automatische und unausweichliche Schicksal des Menschen. Des anderen Weges, des Weges der schrecklichen Niederlage, der Tatsache, dass ein abwärts gerichteter Pfad als Gegenstück zur Entwicklung hin zu Gott existiert, war man sich offensichtlich

nicht gewahr. So wie Narbu, glaubte man auch hier allgemein an einen großen spirituellen Kampf *zwischen Geist und Materie* und ignorierte die wichtige Tatsache, dass es zwei Arten von Spiritualität gibt, nämlich den aufsteigenden Pfad und den absteigenden Pfad und dass sich der tatsächliche spirituelle Kampf zwischen *diesen beiden* Arten abspielt, wobei die Materie den streitenden Parteien als Schlachtfeld dient.

Die zweite Mahlzeit des Tages (es gab nicht mehr als zwei pro Tag) bestand aus neun verschiedenen Gängen, die so schnell nacheinander aufgetragen wurden, dass das gesamte Mahl höchstens eine Stunde dauerte. Die Speisen wurden auf silbernen Platten von eigenartigem Äußeren serviert. Sie schmeckten vorzüglich, doch konnte ich nur sehr schwer feststellen, woraus sie sich zusammensetzten. Offensichtlich enthielten sie Fleisch, was ich sofort bemerkte, da ich nur selten Fleisch verzehre. Zum größten Teil handelte es sich um Ragout. Die neun Gerichte unterschieden sich zwar geschmacklich voneinander, sahen aber alle gleich aus. Die Portionen waren klein. Alle Gerichte zusammen, ergaben kaum die Hälfte der Menge, die ein gewöhnlicher Londoner Bürger zum Abendessen zu sich nimmt. Seltsamerweise waren sie jedoch nahrhaft und sättigend. Alle Bestandteile, die Blähungen verursachen könnten, waren mit größter Sorgfalt entfernt worden.

Narbu lud mich zu einem Treffen mit anderen Mitgliedern der Bruderschaft nach dem Abendessen ein, aber ich lehnte dankend ab und ging schon kurz nach acht Uhr zu Bett. Ich wusste, dass das Leben in der Heiligen Stadt seinen Höhepunkt erst spät am Abend erreichte und dass die meisten Mitglieder und Gäste sich zwischen ein und zwei Uhr morgens zur Ruhe begaben. Ich sollte eine entsetzlich ruhelose Nacht haben, vielleicht die schlimmste seit Jahren. Von furchtbaren Träumen geplagt, warf ich mich in meinem Bett hin und her. Im Halbschlaf hatte ich manchmal das Gefühl, mein ganzes Zimmer sei voller Dämonen, die weiße Ge-

wänder mit einem leicht rötlichen Ton trugen und die versuchten an mein Herz zu gelangen, um ihm mit ihren scheußlichen Klauen irgend etwas zu entnehmen. Mein gesamter Körper wand sich in Schmerz und ich war schweißgebadet. Zwei oder drei hellere Gestalten, die den übrigen etwas ähnelten, standen unmittelbar vor mir. Sie sahen aus wie Jungen im Alter von sechzehn Jahren. Jedes Mal, wenn die Dämonen sich auf mein Herz stürzen wollten, leuchteten die Augen der Hellen auf wie Blitze, was die Dämonen wieder zurücktrieb. Das Alptraumgeschehen gewann an Intensität. Ich zitterte am ganzen Körper. Mit ungeheurer Geschwindigkeit wechselten sich bei mir ständig Halbschlaf, Tiefschlaf und Vollbewusstsein miteinander ab. War ich bei vollem Bewusstsein, glaubte ich an einer schweren Krankheit mit hohem Fieber zu leiden. Hunderte dieser Engel mit ihren rötlichweißen, hellen Gewändern und ihren schönen, aber düsteren Augen, die alle nahezu das gleiche Gesicht hatten, näherten sich mir drohend. Ihre weißen Klauen streckten sich meinem Herz entgegen, als wollten sie ihm etwas Verborgenes entreißen. Diesmal traten die so jugendlich erscheinenden Engel den übermächtigen Schreckensgestalten entgegen, um mich zu schützen. Im Gegensatz zu den Dämonen besaß jeder von ihnen ein individuelles Antlitz, durch das er sich von seinen Kameraden unterschied. Ihren Augen entfuhr Blitze in Richtung der Dämonen in den rötlichweißen Roben. Doch ihre Blitze waren zu schwach, um dieses ganze Dämonenheer in Schach halten zu können. Die Jungen wichen zurück. Zum ersten Mal trat ein unbeschreiblicher Ausdruck von Angst in ihre schönen Gesichter.

Ich erwachte zu vollem Bewusstsein. Mein Körper wand sich vor Schmerzen. Ich hatte hohes Fieber. Meine Lippen und der Mund waren völlig ausgetrocknet. Ich besaß ausreichende medizinische Kenntnisse, um zu wissen, dass mein Blut kurz vor dem Gerinnen war und ich sterben würde, wenn meine Körpertemperatur auch nur noch um ein Grad

anstieg. Ich wälzte mich in meinem Bett. Ich war bereits zu schwach um jemanden herbeizurufen und eine Glocke gab es nicht. Nach einer Sekunde vollen Bewusstseins fiel ich zurück in meinen vorherigen Zustand. Die Jungen in den weißen Gewändern wirkten noch immer sehr besorgt, was sich in ihren Gesichtern deutlich widerspiegelte. Sie standen hinter mir. Während meines Alptraumes konnte ich gleichzeitig sehen, was sich vor mir und was sich hinter mir abspielte. In den Gesichtern der Dämonen ließ sich allerdings nichts erkennen. Sie waren alle gleich, nichts Individuelles haftete ihnen an. Mechanisch schienen sie im Auftrag eines anderen zu handeln. Die Jungen verfügten offenbar über starke Persönlichkeiten. Eben diese boten das stärkste Abwehrmittel gegen dieses gewaltige Bataillon spiritueller Strohmänner. Aber sie konnten auf Dauer nicht gegen diese Übermacht bestehen. In wenigen Sekunden würden sie bezwungen sein und die Dämonen konnten sich meines Herzens bemächtigen.

Dann stieß einer der Jungen in eine silberne Trompete. Plötzlich, mit der Geschwindigkeit eines Adlers, der aus dem Himmel zur Erde hinabstößt, erschien eine überirdische Gestalt von außergewöhnlicher Schönheit vor mir. Ihr Antlitz war halb das eines Löwen und halb das eines gutaussehenden jungen Mannes. Ihre Stimme klang wie das Tosen eines Ozeans, das sich zu einer gewaltigen Harmonie steigert, als sie mit voller Kraft ausrief: „Lasst dieses Kind in Frieden!“ und die Dämonenschar mit einem Streich ihres Schwertes, das aus reinem Sonnenlicht zu bestehen schien, in die Flucht schlug. Die Dämonen zerstreuten sich in alle Richtungen. Einige rannten, andere verwandelten sich plötzlich in Mäuse, Ratten und Frösche und verschwanden im Boden und alles war still.

Ich war wieder bei vollem Bewusstsein. Ich wusste, dass das Fieber soeben seinen Höhepunkt erreicht und ich auf des Messers Schneide gestanden hatte. Das erste Mal seit vielen Jahren war ich wirklich krank gewesen. Noch war ich zu

schwach, um aufzustehen und mir etwas zu besorgen, mit dem ich mich vom Schweiß befreien konnte, der mir am ganzen Körper herabließ. Erst eine halbe Stunde später fühlte ich mich stark genug, das Bett zu verlassen, um Licht zu machen. Für den Rest der Nacht sollte ich von Alpträumen verschont bleiben. Ich litt nur unter entsetzlichem Durst und trank mehrere Liter Wasser.

Am Vormittag, als noch alles in der Stadt schlief, ging ich ins Freie, um einen Spaziergang in der Wüste zu unternehmen. Noch nie seit meiner Ankunft in Tibet war ich so langsam gelaufen. Nachdem ich eine Meile von der Stadt entfernt war, streifte ich meine Kleider ab und nahm ein Bad in der herrlichen Sonne. Voller Dankbarkeit genoss ich die Wärme und die Lebenskraft, die sie mir schenkte. Niemals zuvor tankte ich so viel Kraft in so kurzer Zeit. Gegen Mittag machte ich mich auf den Rückweg. Zuhause angekommen genehmigte ich mir noch einmal einige Liter Wasser. Als der Gong neun Mal ertönte und zum Frühstück rief, war ich fast vollständig wiederhergestellt. Narbu, den ich mit einem Lächeln begrüßte, fiel lediglich auf, dass ich etwas abgenommen hatte. Er hatte nicht die geringste Ahnung, dass ich in der vergangenen Nacht nur haarscharf dem Tode entronnen war. Wir hatten gerade zum Frühstück Platz genommen, da wurde Narbu auf einem goldenen Teller eine Botschaft überbracht. Ehrfurchtsvoll brach er das Siegel. Unterdessen konnte er kaum seine Begeisterung im Zaum halten, als er mir berichtete: „Mani Rimpotche, das Erhabene Juwel, traf unerwartet bereits gestern um Mitternacht ein. Ich hatte heute morgen um zwei Uhr eine Audienz beim Prinzen des Lichts und erwähnte Ihm gegenüber Deinen Namen.“ „Wusste er von mir?“ „Ich glaube ja. Und er gab mir erfreut Seine gnädige Erlaubnis, allen Betroffenen die Anweisung zu erteilen, Dich so zuvorkommend wie nur irgendmöglich zu behandeln und ließ mich außerdem wissen, dass er sich hinsichtlich eines Empfangs Deiner Person, den ich ihm respektvoll zum Vorschlag machte, etwas später nachdenken

wolle." „Und soeben", fügte Narbu hinzu, „habe ich Seine Entscheidung erhalten. Er wird Dich morgen nachmittag um drei Uhr in Seinem Palast empfangen. Für die Audienz ist ein Zeitraum von ganzen dreißig Minuten angesetzt - eine außergewöhnlich lange Zeit, wie ich Dir versichern kann. Selbst sogenannte große Audienzen, die der Prinz des Lichts gewährt, dauern nicht länger als sieben Minuten. Ein derart großes Privileg ist seit vielen Jahren keinem Besucher der Heiligen Stadt mehr zuteil geworden. Übrigens - ich hoffe, es gefällt Dir in der Stadt." „Ja", antwortete ich höflich; „alles hier ist sehr sauber und gut organisiert." „Und wie steht es mit der geistigen Atmosphäre? Fühlst Du Dich wohl?" „Das ist sehr seltsam", antwortete ich. „Ich habe das Gefühl tot zu sein, aber es versäumt zu haben, meinen physischen Körper zurückzulassen." „Willst Du damit sagen, dass Du Dich wie ein Mensch fühlst, der das Jenseits in seinem fleischlichen Körper besucht?" „Ja", entgegnete ich. „Es ist ein sehr seltsames Gefühl und ein sehr seltsamer Ort." „Der Höhepunkt Deines Aufenthalts wird Deine Audienz mit Ihm sein", garantierte Narbu mir.

Das Frühstück, das nur aus einem einzigen etwas gehaltvolleren Gericht bestand, war vorüber und ging auf mein Zimmer zurück. Zuerst gönnte ich mir noch einige Stunden Schlaf um mich soweit als möglich von den Strapazen der Fiebernacht zu erholen. Dann wusch ich einen Teil meiner Bettwäsche. Natürlich war ich mir im klaren darüber, dass ich gegen eine weitere Regel verstieß, wenn ich auf dem Zimmer wusch, anstatt die Wäsche vorschriftsmäßig einem Diener zu geben mit dem Auftrag, sie ins Sanitärgebäude zu bringen; da ich es jedoch grundsätzlich nicht gerne habe, wenn andere Personen meine persönliche Habe berühren und auch ich nur dann anderer Menschen Dinge benutze, wenn es sich absolut nicht vermeiden lässt, verriegelte ich die Tür und begann zu waschen. Kaum hatte ich das Bettuch in die hölzerne Waschschüssel, die im Zimmer stand, getaucht, zerbrach sie in mehrere Teile. So etwas hatte ich

noch nie erlebt. Die Schüssel war relativ stabil und ich war sehr vorsichtig umgegangen.

Später, am Nachmittag, traf ich einige von Narbus Freunden, deren Bekanntschaft ich im Speisehaus gemacht hatte. Ich war noch immer etwas müde und steuerte nicht viel zur Unterhaltung bei, obwohl das Gespräch, bei dem es um verschiedene innere Angelegenheiten der Heiligen Stadt ging, sich als höchst interessant für mich erwies. So erfuhr ich zum Beispiel, dass sexueller Verkehr, selbst bei Ehepaaren, nur zum Zwecke der Fortpflanzung gestattet war. Sämtliche anderen sexuellen Energien sollten in „höhere“ Kräfte umgewandelt werden und der Bruderschaft zur Verfügung gestellt werden. Sogar die Sexualkraft der Mitglieder gehört nicht ihnen selbst, sondern dem Prinzen. Sie darf ausschließlich zur Zeugung von Kindern, die in seinem Sinne erzogen werden, benutzt werden, oder zur Schaffung spiritueller Energien, mit denen das spirituelle „Reservoir“ der Bruderschaft aufgefüllt wird. Die reinste Ameisenhaufenmentalität beherrschte die Heilige Stadt in allem, was mit Sexualität zusammenhing. Mir fiel mein seltsames Erlebnis mit der Holzschüssel ein. Möglicherweise verfügte die Heilige Bruderschaft über Mittel und Wege, die es ihr ermöglichten, selbst die intimsten Ehegeheimnisse ihrer Mitglieder zu erfahren!

Was hat das Leben für eine Bedeutung, fragte ich mich, wenn man es jeder Möglichkeit des Selbstausdrucks beraubt? Was ist Leben ohne Freiheit, Vielfalt und Individualität noch wert? Nichts! Im Hause des Herren gibt es viele Wohnungen, dachte ich. Ich hatte stets geglaubt, wenn ich Gott liebte und ehrte, wie auch meinen Nächsten und mich selbst, mir Gott jede Freiheit gewähren würde, solange ich mich daran hielt. Mittlerweile war man auf andere Themen übergegangen. Einige der anwesenden Mitglieder brachten ihren spirituellen Unwillen über die zahlreichen Sünden der Welt zum Ausdruck. Sie hegten die Hoffnung, dass das Erhabene Juwel all jene bestrafen würde, die für so viel Leid und Un-

recht verantwortlich waren. Ich hatte das starke Gefühl, dass praktisch alle der Anwesenden einen Hauch spiritueller Überheblichkeit besaßen und dass die Überheblichsten unter ihnen gleichzeitig auch die Einfältigsten waren, als anschließend der Prinz des Lichts und die Großen Heiligen Lehrer zum Gegenstand der Diskussion wurden. (Auch bei nichtspirituellen Menschen ist mir oft aufgefallen, dass Arroganz und Dummheit untrennbar miteinander verbunden sind.)

Spät am Nachmittag kehrte ich in mein Zimmer zurück. Der Diener hatte die zerbrochene Schüssel durch eine andere ersetzt und niemand verlor ein Wort über den Vorfall. Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, aber je länger ich mich in der Heiligen Stadt aufhielt, desto schwerer fiel es mir, unbewusste Einflüsse aus meinem Denken fernzuhalten.

Während des Abendessens sprach ich nur wenig. Danach verabschiedete ich mich mit einem Lächeln von Narbu und ging wieder auf mein Zimmer. Die Fähigkeit des klaren Denkens verringerte sich nach jeder Mahlzeit. Außerdem spürte ich, dass mein Körper gegen die eingenommene Nahrung revoltierte. Gewöhnlich treffe ich meine Entscheidungen sehr schnell. Nach der vierten Mahlzeit war mir klar, dass diese Kost für mich ungeeignet war. Nach jedem Essen im Speisehaus merkte ich deutlich, dass meine Denkfähigkeit durch äußere Einflüsse beeinträchtigt wurde. Vielleicht war dies alles nur purer Zufall oder Einbildung. Wie dem auch war, ich beschloss, nichts mehr dem Zufall zu überlassen.

Ich ging gegen acht Uhr zu Bett und schlief wesentlich besser, als die Nacht zuvor. Als ich erwachte, fühlte ich mich viel kräftiger und entschied mich dafür, zwanzig Meilen non-stop bis zum nächsten Dorf und zurück zu marschieren und rennen, um Lebensmittel zu besorgen. Ich brach um drei Uhr morgens auf und traf kurz nach zwölf Uhr wieder in der Stadt ein. Nach dem neunten Gongschlag kam der Diener in mein Zimmer und verkündete mit seiner schaurig leblosen

Stimme: „Verehrter Herr, werter Gast, die erste Mahlzeit des Tages ist serviert.“ Ich gab ihm lapidar zur Antwort: „Ich werde nicht daran teilnehmen.“ Mechanisch wiederholte er seinen Satz: „Verehrter Herr, werter Gast, die erste Mahlzeit des Tages ist serviert.“ Er hätte den perfekten Türsteher abgegeben, so wie er dastand. Sollte er seinen Spruch aufsagen, so lange er wollte, es interessierte mich nicht mehr.

Dann ging er hinaus, um den Leiter des Gästehauses zu holen. Ich erklärte ihm, dass ich nicht bereit sei, an der Mahlzeit teilzunehmen und nicht wünsche, ins Speisehaus zu gehen. „Aber verehrter Herr, alle unsere Gäste werden zwei Mal am Tag im Speisehaus erwartet.“ „Ich gehe trotzdem nicht“, sagte ich höflich aber bestimmt. „Wenn ich es richtig verstanden habe, haben Gäste das Recht, frei zu bestimmen, was sie tun oder nicht tun.“ Er verneigte sich und verließ mein Zimmer. Unmittelbar darauf erschien ein Diener, den Narbu geschickt hatte, um festzustellen ob ich krank war. Ich trug ihm auf, Narbu Grüße auszurichten und ihm mitzuteilen, dass alles in Ordnung sei. Eine Minute später stand der nächste Diener in meinem Zimmer. Er war im Auftrag von Lha-mo-chun gekommen, die sich um mein Befinden sorgte. Ich wies ihn an, ihr zu bestellen, dass es mir gut ging, ich aber im Augenblick das Alleinsein bevorzugte. Es dauerte nicht lange bis der dritte Diener auftauchte. Er wollte nun wissen, ob ich aufgrund meines gesundheitlichen Zustands den für die Audienz im Palast am Nachmittag festgesetzten Termin einhalten könne. Ich garantierte ihm mein Kommen, hätte jedoch nicht gezögert, eine Absage übermitteln zu lassen, wenn es mir wirklich schlecht gegangen wäre.

Damit waren die Besuche beendet. Ich schloss die Tür ab und machte mir in aller Ruhe mein eigenes Frühstück - Gerstenmehl mit etwas Butter und einigen getrockneten Radieschen. Ich hatte im Dorf Lebensmittel eingekauft, die mindestens vier Tage reichen würden. Sonderbarer Weise hatte das selbstzubereitete Essen keinen Einfluss auf meine

Denkfähigkeit und ich fragte mich, ob dies tatsächlich so war, oder ob es sich nur um eine autosuggestive Einbildung handelte.

Eine Stunde später machte ich mich auf den Weg, um Narbu und einige seiner Freunde zu treffen. Ich wollte vermeiden, dass dieser gute und warmherzige Mensch glaubte, dass er, oder irgend jemand anderes in der Heiligen Stadt mich verletzt hatte, oder dass er mich für unhöflich hielt.

Zehn Minuten vor drei Uhr traf ich vor dem Palast ein. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch fest davon überzeugt, dass der Prinz des Lichts ein aufrichtiger spiritueller Führer und das Oberhaupt einer okkulten Bruderschaft war, dessen oberstes Ziel darin bestand, den Schöpfer zu preisen und der Welt zu helfen. Das einzige, was mir an ihm missfiel, war die sonderbare majestätische Aura, mit der er sich offensichtlich umgab, die ich damals noch für einen reinen Kompromiss hielt. Wahrscheinlich glaubte er, seinen Aufgaben besser nachkommen zu können, wenn er elitär auftrat. Da ich grundsätzlich zuerst nach dem Sein, als nach dem Schein Ausschau halte, kam ich nicht auf den Gedanken, dass sich hinter diesem Glanz ein Betrüger verbergen könnte. Die meisten Menschen wollen gerne mehr sein, als sie sind und verhalten sich dementsprechend - nur im bescheideneren Rahmen. Als ich 1933 meine erste Radiosendung machte, gab es für mich kein größeres Gräuel als ein Kragen, ein Kleidungsstück, das ebenso unpraktisch wie idiotisch ist. Trotzdem - wenn ich auf dem europäischen Festland den Leiter eines Senders aufsuchte, zog ich zuvor einen Kragen an, weil ich wusste, dass ich kein Interview bekommen würde, wenn ich im Funkhaus ohne Kragen erschien; und warum sollte ein Interview wegen eines fehlenden Kragens platzen? Der Prinz des Lichts, so sah ich es, tat genau dasselbe, nur eben im größeren Stil, was meines Erachtens verzeihlich war. Ich ging die Palaststufen hinab. Der Eingang war bewacht. Vier „leblose“ Diener standen davor wie steinerne Statuen. Ein fünfter Diener trat auf mich

zu, verbeugte sich und entzündete eine Fackel. Die schwere Doppeltür wurde von anderen Dienern aufgestoßen und nach einer Pause von ungefähr zwei Minuten wurde ich von nicht weniger als sieben Dienern eine Treppe hinunter eskortiert. Der Abstieg erschien mir endlos. Ein Treppenabsatz folgte dem anderen. Nie hätte ich gedacht, dass ein unterirdisches Gebäude so riesig sein kann. Mindestens zwölf Treppenabsätze lagen hinter uns, als wir das Ende der Treppe, vielleicht hundert Fuß unter dem Haupteingang des Palastes, erreichten. Wieder wurde eine schwere Tür geöffnet und ich befand mich in einer kleinen, von Fackeln erleuchteten Halle. Es war genau drei Uhr. Offenbar waren unsere Schritte zeitlich exakt vorausberechnet, sodass wir Punkt drei Uhr, dem Audienztermin, unten ankommen mussten.

Ein Diener mit einem goldenen Zerstäuber kam auf mich zu und besprühte mich ausgiebig mit Parfüm. Ich hatte nicht erwartet, vor dem Betreten des inneren Bereiches des Palastes auf diese Weise desinfiziert zu werden. Aber womöglich hatte der Prinz die weise Anordnung zu dieser Prozedur, der sich jeder vor dem Empfang zu unterziehen hatte, zu seinem eigenen Schutz erlassen, das heißt, für den Fall, dass eine Person, die die *klassischen* tibetischen Vorstellungen in Bezug auf Hygiene und Sauberkeit besaß, als Gast von einem Mitglied der Bruderschaft eingeladen worden war und eine Audienz bei ihm erhalten hatte. Während ich noch so parfümiert wurde, sah ich mich um. Neun schmale Tunnel verliefen von der Halle aus in alle Richtungen. Vermutlich verbanden sie den Palast mit anderen Teilen der unterirdischen Stadt.

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass wenigstens einer dieser Tunnel zu einem mehrere Meilen entfernt liegenden Ort führen könnte, was dem Prinzen oder einem seiner Statthalter die Möglichkeit gab, sich unbemerkt aus der Heiligen Stadt zu entfernen. Ein System von Lüftungsrohren rechtfertigte die Annahme, dass mindestens zwei der Tunnel mehre-

re Meilen lang waren. Jeder Tunneleingang wurde von wenigstens vier Dienern bewacht, von denen einige wohl auch als Boten fungierten. Wohin auch immer man blickte, überall sah man die leichenhaften Gesichter dieser Diener, die aus-sahen, als wären sie soeben ihrem Sarg entstiegen.

Die Tür auf der gegenüberliegenden Seite der kleinen Halle öffnete sich. Ich betrat die große Eingangshalle zum Palastinneren. Von nun an begegnete ich nur noch Mitgliedern der Bruderschaft. Kein Diener, so erfuhr ich später von Narbu, darf sich im Palastinneren aufhalten. Die große Halle maß etwa vierzig mal vierzig Yards. Sie wurde von hundert-ten von Fackeln erhellt, die in goldenen, an den Wänden und Säulen befestigten Fassungen steckten und mit einem rauchfreien Flüssigbrennstoff betrieben wurden. Wie viele andere Hallen in der Heiligen Stadt, war auch diese durch Belüftungsrohre mit einem großen Raum im Sanitärgebäude verbunden, von wo aus mehrere Dutzend Diener das Lüftungssystem von elf Uhr morgens bis drei Uhr nachts in Gang hielten.

Ich wurde von sieben Mitgliedern der Heiligen Bruderschaft, die in wunderbare Roben gekleidet waren, empfangen. Eine dicke schwarze Robe, die mit zahlreichen *dsungs* (magische Formeln) bestickt war, wurde zusammen mit sieben Seidenkissen herangebracht. Langsam und feierlich wurde nach und nach ein Kissen auf das andere gelegt. Dann stieg einer der herrlich gekleideten Brüder auf den Kissenstapel und breitete die schwarze Robe aus, um sie mir anzulegen. In diesem Augenblick bekamen die Zeremonienmeister vermutlich den größten Schock ihres Lebens.

Ich lehnte es kategorisch ab, eine Robe, gleich welcher Art, anzuziehen. „Wenn Eurer Gebieter so groß ist, wie ihr glaubt“, sagte ich höflich aber bestimmt, „weiß er ohnehin, ob ich ein Mann von Bedeutung bin oder nicht. Ich benötige keine besondere Kleidung zur Verbesserung meiner Erscheinung, wenn ich vor ihn trete.“ Sie waren sprachlos. Wie Narbu mir am Abend erklärte, hatte ich auch gegen das

strikte Schweigegebot verstoßen, das in der riesigen unterirdischen Halle und in der gesamten linken Hälfte des Palastes, die vom Prinzen bewohnt wird, herrscht. Niemandem ist es dort gestattet, auch nur ein einziges Wort zu sagen, es sei denn in Form einer Antwort auf eine Frage oder eine Weisung des Prinzen des Lichts.

Eiligst wurden einige andere Zeremonienmeister von noch höherem Rang herbeigerufen. Sofort war ich umringt von einer immer größer werdenden Schar von Würdenträgern, die mich in respektvollem Flüsterton von der unbedingten Notwendigkeit, eine schwarze Seidenrobe vor der Begegnung mit dem Herrscher anzuziehen, überzeugen wollten. Was für ein ungeheurer Wirbel wegen einer solchen Formalität! Fast musste ich lachen. Nachdem sie ungefähr fünf Minuten lang fortwährend hektisch miteinander geflüstert hatten, hielt ich es für besser, nicht länger ihre Zeit in Anspruch zu nehmen und sagte mit aller Höflichkeit: „Ich bedaure es, wenn ich gegen die Regeln verstoßen habe, aber ich war auf eine informelle Audienz vorbereitet, nicht auf eine feierlich offizielle Angelegenheit. Ich darf euch bitten, mich Mani Rimpotche zu empfehlen!“

Ich drehte mich herum und ging zum Ausgang. Die Zeremonienmeister huschten mir nach. „Ihr könnt jetzt unmöglich gehen“, flüsterten sie mir mit zittriger Stimme zu. „Die Audienz begann bereits in dem Moment, als Ihr das Innere des Palastes betratet. Eine abgebrochene Audienz! Das wäre unvorstellbar!“ „Ich habe das Gefühl, dass die gesamte Audienz aus nichts weiter als aus Zeremonien besteht“, sagte ich gelassen. „Ich bin nicht hierher gekommen, um irgendetwas *zu erhalten*, sondern um freiwillig mit ehrlichen, spirituellen Helfern zusammenzuarbeiten. Für Zeremonien habe ich keine Zeit. Ich schlage euch vor, dass einer von euch diese schwarze Seidenrobe anzieht und für mich damit auftritt. Ich werde das Kostüm nicht tragen. Das ist mein letztes Wort!“ Ich verneigte mich und ging zur Tür. Sie hatten nicht die Macht, mich daran zu hindern. Im gleichen Moment raste

ein Angehöriger des Hofstaates, der in reine weiße Seide gekleidet war, die Treppe, die zum oberen Teil des Palastes führte hinunter und schrie wortwörtlich: „Bitte wartet! Das Erhabene Juwel wird Euch so empfangen, wie Ihr seid.“

Narbu erzählte mir am Abend, dass es das erste Mal war, dass jemand im inneren Bereich des Palastes geschrien hatte. Ich ging zurück. Die sieben Zeremonienmeister gingen mit sieben Fackeln vor mir. Ihre ihnen vorstehenden Brüder, die sie gerufen hatten, um dem Vorfall mit mir Herr zu werden, bildeten die Nachhut. Auf dem nächsten Treppenabsatz wurde ich respektvoll von einem weiteren Höfling des Prinzen, der ebenfalls eine weiße Seidenrobe trug, empfangen. Wir betraten eine üppig ausgestattete Halle, die über derjenigen lag, aus der wir gerade heraufgekommen waren. Andere enge Mitglieder des Hofstaates näherten sich mir. Sie glaubten ihren Augen nicht zu trauen, als sie einen Gast in gewöhnlicher Kleidung zur Audienz schreiten sahen. Man bat mich, meine Schuhe auszuziehen und sie durch ein Paar reichlich mit Silberornamenten verzierten Filzschuhen zu ersetzen. Ich machte sie höflichst darauf aufmerksam, dass ich nicht gewillt war, mich von meinen eigenen Schuhen zu trennen, die ich jedoch reinigen würde, falls sie nicht sauber genug sein sollten.

Zum ersten Mal, seitdem ich den Palast betreten hatte, bemerkte ich den Anflug eines Lächelns. Es gab zwei Treppen in dieser zweiten Halle. Die rechte, soklärte mich Narbu später auf, führte zu den Wohnräumen der Angehörigen des Hofstaates, die linke zu den Gemächern, in denen die Audienz stattfand. Ein Korridor, der sehr breit und mehrere hundert Yards lang war, nahm an einer der Wände der Halle seinen Anfang. Möglicherweise war die unterirdische Stadt doch viel, viel größer als sie schien und wahrscheinlich hatten nur die allerhöchsten Chargen Zugang zu den geheimsten Teilen, dachte ich bei mir.

Nachdem wir die Treppe ein weiteres Mal hinaufgestiegen waren, erreichten wir eine noch wundervollere Halle, durch

deren Decke bereits etwas Tageslicht drang. Neun andere Zeremonienmeister, alle in weißen, goldverzierten Roben, geleiteten mich feierlich, angeführt vom Hofmarschall, noch einmal ein Stück aufwärts. Ich wusste, dass wir uns ganz in der Nähe des Audienzzimmers befanden, da wir den obersten Teil des Palastes erreicht hatten, in den von oben das helle Sonnenlicht flutete.

Ich wurde von zwei Mitgliedern der Bruderschaft erwartet, vermutlich Privatsekretären des Prinzen. Der Hofmarschall und seine neun Zeremonienmeister verneigten und entfernten sich. Ich sprach die beiden Sekretäre mit gesenkter Stimme an, doch sie antworteten nicht und hielten den Finger vor den Mund. Diese ganze Zeremonie, die wohl ausschließlich dazu diente, in den Besuchern Ehrfurcht und Erwartungen zu erzeugen, hatte mich nicht im geringsten beeindruckt. In meinen Augen war sie eher ein langweiliger und alberner Zirkus. Jemand lief mit einem westlichen Sessel an uns vorbei. Offensichtlich wurde das Audienzzimmer extra für mich vorbereitet.

Einige Minuten später, etwa zwanzig Minuten nach drei Uhr, teilte mir einer der beiden Sekretäre im Flüsterton mit: „Der Regent erwartet Euch.“ Ich verließ den mit kostbaren Vasen und wertvollen Teppichen ausgestatteten Vorraum und betrat ein etwas kleineres Zimmer, in dem das Erhabene Juwel, der Prinz des Lichts in einer Ecke Platz genommen hatte. Als ich eintrat, stand er auf und schritt auf mich zu. Wir begegneten uns in der Mitte des Raumes. Freundlich reichte er mir seine linke Hand. „Die Linke ist dem Herzen näher“, sagte er lächelnd in exzellentem Englisch. Der Prinz des Lichts, so erfuhr ich von Narbu, beherrschte sechs Sprachen perfekt in Wort und Schrift: Tibetisch, Englisch, Französisch, Chinesisch, Hindustani und Sanskrit.

Ich ließ mich in dem westlichen Sessel, der eigens für mich herangeschafft worden war, nieder und machte es mir so bequem, als säße ich im Wohnzimmer eines Mannes von bescheidenen Verhältnissen, der mich gerade eben spontan

zu sich eingeladen hatte. „Du bist ein Mann, der große Fähigkeiten besitzt“, sagte der Prinz „und der eine große Aufgabe in dieser Inkarnation zu erfüllen hat. Die kommenden Tage werden für Dich von äußerster Bedeutung sein. Die Erfahrungen und die Tragweite vieler Leben werden Dir innerhalb von wenigen Stunden vergönnt sein. Du bist aufgerufen, die vielleicht wichtigste Entscheidung zu treffen, vor die Du jemals gestellt wurdest und zwar nicht nur in diesem Leben, sondern auch in vielen hundert anderen, die diesem vorausgingen. Niemand kann Dich dazu zwingen. Nur Dir allein obliegt es, Deine Entscheidung zu treffen - frei und ungehindert.“

Er sprach wie ein König oder Kaiser. Jedes seiner Worte schien von großem Gewicht zu sein und er war sich offenbar der gewaltigen Macht, die er besaß, voll bewusst. Wenn Narbu recht hatte, saß ich einem der mächtigsten Männer dieses Planeten gegenüber. Seine Stimme war klar, kräftig und angenehm, hatte jedoch einen leicht metallischen Klang - und sie war sehr tief. Er war überdurchschnittlich groß und trug einen langen weißen Bart. Er wirkte wie eine Mischung aus Pythagoras mit einem leicht jüdischen Einschlag und einem reinrassigen modernen Tibeter, der dem hiesigen Adel angehörte. Wenn sich unsere Blicke trafen, hatte ich das seltsame Gefühl, als ob etwas in mir schleunigst das Weite vor ihm suchte, aber es war wohl nur irgendein unerklärlicher Reflex. Ich hatte schon so viele widersprüchliche spirituelle Erlebnisse seit meiner Ankunft in dieser Stadt gehabt, dass ich einem solchen Gefühl keine Aufmerksamkeit mehr schenkte.

Wir unterhielten uns über das, was wir taten, über meine Expeditionen und meine zukünftigen Pläne. „Du hast einen eisernen Willen“, stellte er fest, „aber das ist nicht genug. Du erreichst manches nur aufgrund Deiner grenzenlosen Energie. Das ist zu wenig. Du musst lernen, Dir Dein Umfeld *gefügt zu machen*.“ Er nannte zwei Wörter aus dem Sanskrit, um mir den Unterschied zwischen etwas *wollen* und etwas

befehligen zu demonstrieren. Allem Anschein nach wollte er mich dazu bewegen, zu versuchen, mich mit dem Schöpfer auf eine Stufe zu stellen! Ich meinerseits wusste jedoch, dass das kostbarste Gut meines Lebens immer meine Fähigkeit gewesen war, voll bewusst zu leben, ein Geschöpf zu sein - ein mächtiges und eigenständiges Geschöpf - und dennoch ein Kind des Schöpfers, das nie den Versuch unternommen hatte, so zu sein wie sein Schöpfer selbst, indem es etwas *befehligen* wollte.

Dann sprachen wir über spirituelle Fehler. Er vertrat die Ansicht, dass sie nicht schaden würden. „Wer hinfällt, steht auch wieder auf, schien seine Devise zu lauten. Ich glaubte, dass es zumindest *einen* schrecklichen spirituellen Fehler gab. Wenn ein Mensch einmal seine Seele weggeworfen hat, kann er dies nicht wiedergutmachen. Er kann sie nicht mehr zurückgewinnen. Es gibt Fehler, die für immer unkorrigierbar sind! Wer sich von einem Wolkenkratzer hinunterstürzt, macht sich in wenigen Sekunden all das kaputt, was er in einem ganzen Leben aufgebaut hat. Seine Aussage „Ein Fehler schadet nicht, er lässt sich korrigieren“ widerspreche mir zutiefst. Ich wusste, dass es Fehler gibt, die sich *nicht* korrigieren lassen. Ich hatte den Eindruck, er hatte dies gesagt, um meine Entscheidung zu beschleunigen, womit er natürlich meine „Kämpfernatur“ herausgefordert hatte.

Unser nächstes Thema war „Macht“. „Du könntest allmächtig werden“, eröffnete er mir bedeutungsvoll. „Was ist der Preis dafür?“ wollte ich wissen. „Das musst Du selbst herausfinden“, gab er mir zur Antwort. Wir sprachen über seine Bruderschaft. Er wollte mir deutlich machen, wie wenig seine eigene Person zählte. Oft nahm er sie überhaupt nicht mehr wahr. Nur noch die Aufgabe - die große Aufgabe - stand dann im Mittelpunkt. Gäste können dies nicht immer verstehen. „Oft halten sich bei uns Menschen auf, die alles geopfert haben, um hierherzukommen, ja sogar wochenlang hungern, um sich die Reise zu uns leisten zu können. Sollen sie

Hunger haben. Es ist gut für sie, wenn sie hungrig sind", sagte er kalt.

Ich sah ihn an, wie er dasaß in seinem kostbaren Gewand. Er schien zu ahnen, was in mir vorging. „Ich hoffe Du missverstehst mich nicht", fügte er hinzu und wechselte den Gegenstand der Unterredung. Nach und nach kamen wir auf tiefergehende Probleme zu sprechen, wie den Unterschied zwischen Ost und West, all die entsetzlichen Kriege und Naturkatastrophen und deren verborgene Ursachen. Er ging sogar auf Politik ein, auf Diktaturen und auf die Herrschaft des Volkes. Sport, so hatte ich den Eindruck, lehnte er ab.

Da ich es mir zum Grundsatz gemacht habe, in meinen Büchern und Vorträgen weder direkt noch indirekt auf politische Dinge einzugehen, verzichte ich auch hier darauf. Da ich glaubte, die Zeitdauer der Audienz bereits überschritten zu haben, gedachte ich das Gespräch mit einigen höflichen Anmerkungen hinsichtlich meiner Verweigerung der schwarzen Seidenrobe zu beenden.

Er lächelte das erste Mal. „Du bist der erste Mensch, der diesen Teil des Palastes in seiner eigenen Kleidung betreten hat. Ich hoffe, das beweist Dir, wie wenig Wert wir in Wirklichkeit auf Prunk und Pomp legen." Nur allzu gerne hätte ich ihm geglaubt, doch ich konnte nicht. Plötzlich spürte ich, dass viele Menschen draußen auf ihren Empfang warteten. Ich *wusste*, dass sie ungeduldig warteten. Wie bereits erwähnt, förderte die Atmosphäre der Stadt diese paranormale Fähigkeit auf rätselhafte Weise. Ich stand auf und empfahl mich, aber er bat mich zu bleiben, da ihm unsere Konversation, wie er sagte, große Freude bereite. Ich dankte ihm und setzte mich wieder.

Beiläufig kam ich auf meine zukünftigen Pläne zu sprechen und wartete nervös auf seine diesbezügliche Reaktion. „Ich erteile niemals jemandem Ratschläge", sagte er. Dann sprach ich ihn auf die religiösen Zeremonien an und fragte ihn nach einer Weile um seine Erlaubnis, an einem Gottesdienst im Tempel teilnehmen zu dürfen, allerdings unter der

Bedingung, dass ich als Besucher anwesend und damit in keinster Weise der Bruderschaft zu etwas verpflichtet war.

Er war einverstanden und ließ mich wissen, dass es das erste Mal in der Geschichte des Tempels sei, dass jemand einem Gottesdienst ohne schwarze Robe beiwohnte. (Eine „große“ schwarze Seidenrobe wird zu besonderen Anlässen und bei einer Audienz beim Prinzen getragen. Eine „kleine“ schwarze Seidenrobe wird bei gewöhnlichen Gottesdiensten getragen.) Darüber hinaus räumte er mir das Sonderprivileg der Nutzung der Bibliothek ein, die im Wohnbereich der Mitglieder untergebracht war, den Gäste normalerweise nicht betreten durften.

Ich dankte ihm und verließ das Audienzzimmer. Als ich draußen an den vielen Menschen vorbeiging, die lange warten hatten müssen, weil ich wesentlich mehr Zeit als geplant in Anspruch genommen hatte, wurde ich von sämtlichen Höflingen und Zeremonienmeistern hochachtungsvoll begrüßt.

Ich ging vom Palast aus direkt zum Gästehaus und sandte einen Diener zu Narbu, der ihm mitteilen sollte, dass ich ein langes und interessantes Gespräch mit dem Regenten gehabt hatte, und nicht beabsichtigte, zum heutigen Abendessen zu erscheinen, sondern stattdessen, dank der Genehmigung des Erhabenen Juwels, am Gottesdienst teilnehmen werde.

Als der Diener kam, um mich zum Abendessen zu bitten, ließ ich ihn wieder mehrere Male seine Aufforderung wiederholen, bevor ich die Tür verriegelte und mir meine Mahlzeit selbst zubereitete. Anschließend schlief ich einige Stunden. Um etwa zehn Minuten vor elf Uhr traf ich mich mit Narbu zum gemeinsamen Gang zum allabendlichen Gottesdienst. Ich berichtete ihm kurz von meiner Audienz, doch er schien bereits informiert worden zu sein. „Ich hoffe, Du bist nun davon überzeugt, dass das Erhabene Juwel ein mächtiger spiritueller Führer ist“, sagte er. „Ja“, antwortete ich, verschwieg ihm aber, dass ich vorhatte, dass Wichtigste über diesen

Regenten noch herauszufinden, nämlich wem er tatsächlich diene - dem Licht oder der Finsternis. Den ganzen Abend lang hatten mich erhebliche Zweifel hinsichtlich der wahren Natur der Bruderschaft des Lichts geplagt.

Es war stockdunkel, als wir an der Rundmauer vorbeigingen, die den Schacht im Zentrum der Heiligen Stadt umgab. „Dieser Schacht muss ungeheuer tief sein“, bemerkte ich. „Woher weißt Du, dass es ein Schacht ist?“ fragte Narbu. „Ich habe ihn mir etwas näher angesehen“, antwortete ich. Er zeigte sich sehr überrascht. „Er ist unendlich tief und niemand außer dem Prinzen des Lichts und einigen der höchsten Eingeweihten, die sogenannten Meister des Erbarrens, wissen, wohin er führt. Wenn jemand versuchte, dies und anderes über ihn in Erfahrung zu bringen, würde er sterben... Es gibt solche Geheimnisse.“ „Wer würde ihn töten?“ „Niemand. Er würde von selbst in der darauffolgenden Nacht sterben.“

Wir kamen am Tempelgebäude an und stiegen die Treppe hinunter. Die kleine Halle vor der goldenen Doppeltür, die in den Tempel führte, war schwach von Fackeln erleuchtet, die von Dienern gehalten wurden, denen der Zutritt zum heiligen *Lha-Kang* (Gotteshaus) nicht gestattet war. Mehrere von ihnen waren damit beschäftigt, den Mitgliedern beim Ausziehen der Schuhe behilflich zu sein. Sie knieten vor ihnen und wuschen ihnen auch die Füße. Das Gotteshaus durfte nur barfuss betreten werden. Andere Diener versprühten Unmengen von Parfüm über die Füße der Tempelgänger. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ein Zeremonienmeister in schwarzer Seide, verteilte Roben an die Gläubigen. Diese Gewänder ähnelten denjenigen, die ich im Palast gesehen hatte, waren jedoch etwas einfacher, kleiner, und enthielten mehr Silberverzierungen. Während ich die Menschen dabei beobachtete, wie sie in ihren Roben zur Messe gingen, musste ich an ein Requiem der katholischen Kirche denken. Angehörige des Hofstaates hatten den Zeremonienmeister davon in Kenntnis gesetzt, dass ich berechtigt war,

den Tempel ohne schwarze Seidenrobe und mit meinen Schuhen zu betreten. Eine solche Ausnahmeregelung war etwas sehr Außergewöhnliches. Später, während des Gottesdienstes, musste ich wie ein heller Fleck in der Dunkelheit gewirkt haben. Jeder war in schwarze Seide gekleidet. Ich war der einzige, der eine billige *chu-pa* aus Baumwolle von auffallend heller Farbe trug. Nachdem ich von einem Diener mit einem Zerstäuber gründlichst parfümiert worden war, betrat ich den Tempel durch die Doppeltür. Es war kurz vor elf Uhr. Ein weiterer Zeremonienmeister mit einem massiven Stab, der mit Gold und Edelsteinen besetzt war und auf der Spitze einen Totenkopf trug, bedeutete mir im Flüsterton, dass es innerhalb des Palastes streng untersagt sei, zu sprechen oder auch zu flüstern und dass allein das Anblicken anderer Gottesdienstteilnehmer als schweres Vergehen betrachtet würde. Er hoffte auf mein Einverständnis. Sollte ich anderer Meinung sein, so fügte er äußerst entgegenkommend hinzu, hätte ich die Möglichkeit, höflichst und bescheiden darum zu bitten, den Tempel sofort verlassen zu dürfen. Er verbeugte sich nahezu unterwürfig und ich durchschritt die Tür zum Tempelinneren. Ich möchte in diesem Zusammenhang erwähnen, dass die Verbeugungen, wie man sie in der Heiligen Stadt zu machen pflegte, sich deutlich von den in Tibet üblichen Begrüßungsverbeugungen unterschieden. Die Menschen in der Stadt hielten ihre gefalteten Hände praktisch nie vor Stirn, Mund oder Herz, wie man es sonst von überall her gewohnt ist. Auch das typische Niederknien, dass auf tibetisch *kyagtshagg* heißt, wird in der Heiligen Stadt lediglich im Gottesdienst praktiziert. Das „Gotteshaus“ maß etwa fünfundzwanzig mal vierzig Yards. Neun große Türen befanden sich in den drei Wänden gegenüber und links und rechts. Sie standen weit offen und ich konnte erkennen, dass hinter ihnen neun, mindestens einige hundert Yards lange Tunnel lagen, die abwärts, soweit das Auge reichte, ins Innere der Erde führten.

Eine Art Altar mit einem ewigen Licht darauf stand in der Mitte des Tempels, von der aus vier lange Tische, an denen die Teilnehmer Platz nahmen, ein großes Kreuz bildeten. Ich wollte neben Narbu sitzen, aber die Plätze wurden von den Zeremonienmeistern zugewiesen. Niemand hatte das Recht, sich seinen Platz selbst auszuwählen. Ungefähr zweihundert Mitglieder hatten sich bereits niedergelassen, als ich den mir zugewiesenen Sitzplatz einnahm. Auf den Tempelwänden waren Inschriften auf Tibetisch angebracht. Ich benötigte ein paar Minuten, um sie zu lesen. Einige von ihnen verstand ich, andere nicht. Eine lautete „Überlasse Deine Seele dem Meister und Er wird Dich zum Licht führen“. So kauft man die Katze im Sack, ging es mir durch den Kopf. Eine andere las sich so „Traue nicht Deinem Gehirn. Tiefes Verstehen ist mehr als Intelligenz“. Nun vertraute ich erst recht auf mein Gehirn. Eine dritte versprach „Gesegnet seist Du, der leidest. Komme zu Mir und Ich will Dich erlösen“. Oder „Nichts ist wirklich, nur Meine Worte sind es“. Nicht gerade bescheiden, dachte ich.

Mit dem Läuten von Glocken begann der Gottesdienst. Der Klang der Glocken, der aus der Tiefe der unterirdischen Tunnels kam, war phantastisch. Dann zog ein hoher Initiat, der eine wertvolle weiße Seidenrobe trug, feierlich von der Nordwand des Tempels zum Mittelaltar. Begleitet wurde er dabei von einem Zug aus niederstehenderen Eingeweihten. Er vollführte seltsame Riten und Bewegungen, während seine Gefolgschaft fast unablässig mit dem Kopf den Boden berührte. Die Gläubigen standen abwechselnd auf, setzten sich wieder, oder berührten ebenfalls mit dem Kopf den Boden - wie gut trainierte Soldaten. Auf und nieder immer wieder! Von Zeit zu Zeit erklangen die Glocken und man verbrannte Weihrauch. Einmal ging der Priester sieben Mal um den Altar, während er fortwährend das Weihrauchgefäß schwenkte. Gegen Ende der Feierlichkeit wurden kleine Pillen aus Reis ausgegeben, die der Geistliche zuvor gesegnet hatte. Die Mitglieder der Bruderschaft zogen, eines nach dem an-

deren, zum Altar und entnahmen einem goldenen Teller eine solche Pille, die sie auf dem Weg zurück zu ihren Plätzen mit tiefer Hingabe schluckten. Dann trat aus einem der Tunnels ein Initial mit einem silbernen Gefäß hervor, das er dem Priester überreichte. Dieser stellte es auf den Altar, segnete es überschwänglich mit *sung-pos* (magischen Zeichen) und goss seinen Inhalt in mehrere hundert kleine vasenähnliche Behälter aus offenbar reinem Gold, die ihm auf Tablett von den Ministranten entgegengehalten wurden.

Ich musste meine Augen etwas anstrengen, um herauszufinden, um was für eine Flüssigkeit es sich handelte. Sie war blutrot. Von Narbu erfuhr ich später, dass es tatsächlich Blut gewesen war! Als ich ihn fragte, was für Blut man benutzt hatte, sagte er, er dürfe mir darauf keine Antwort geben. Dann ging wieder, einer nach dem anderen, zum Altar, um eine der kleinen Goldvasen hingebungsvoll zu leeren. Damit war der Gottesdienst beendet. Noch einmal vernahm man das laute Läuten der Tunnelglocken. Nachdem er die Tempelbesucher gründlich mit heiligem Wasser besprenkelt hatte, verschwand der Priester samt seinem Gefolge feierlichen Schrittes im mittleren Tunnel der Nordwand des Gebäudes.

Die Gläubigen verließen nicht weniger eindrucksvoll ihr Gotteshaus, wobei jeder von ihnen streng darauf bedacht war, niemand anderen anzusehen. Beim Hinausgehen fiel mir auf, dass der gesamte untere Bereich der Tempelwände aus ins Mauerwerk eingelassenen silberumrandeten Vitrinen bestand, in denen sich bis zum oberen Rand hin menschliche Gebeine türmten. Es erübrigt sich, zu sagen, dass ich nicht zum Altar ging und nur der Höflichkeit halber gelegentlich am „Auf und Nieder“ teilnahm. Nach einem kurzen Plausch mit Narbu ging ich zu Bett. Es war ungefähr Mitternacht.

Ich schlief fest und ruhig und erwachte am nächsten Morgen gegen zehn Uhr. Anschließend unternahm ich einen längeren Ausflug in die Umgebung um mir einige Lebensmittel zu

besorgen. Am Nachmittag wollte ich wieder zurück sein. Ich fühlte mich ausgezeichnet. Um die Mittagszeit, ich hatte noch gut siebeneinhalb Meilen bis zur Stadt, hörte ich in der Feme das Rollen von Donner. Mein Zelt hatte ich in der Heiligen Stadt zurückgelassen. Zum ersten Mal seit meinen Tibetaufenthalten, hatte ich nichts bei mir, mit dem ich mich vor einem Gewitter, das in diesem Land normalerweise mehr als heftig ausfällt, schützen konnte. Als mich nur noch wenige Meilen von der Stadt trennten, war es soweit. Das Unwetter hatte mich eingeholt. Es gab absolut nichts in der Nähe, wo ich hätte Unterschlupf finden können. Somit blieb nichts anderes übrig, als mich flach auf den Boden zu legen und zu warten, bis das Gewitter vorbeigezogen war. Es war von ungeheurer Gewalt. Es blitzte ununterbrochen und nach fünf Minuten war ich buchstäblich nass bis auf die Haut. Da ich es verabscheue, in durchweichter Kleidung zu gehen, zog ich sie aus, bündelte sie und genoss das unerwartete, aber herrliche Bad in diesem Wolkenbruch. Glücklicherweise hagelte es diesmal nicht. Etwa eine halbe Stunde später war alles vorbei und die Sonne zeigte sich wieder am Himmel. Ich wrang meine Kleider aus und legte sie in die Sonne. Es war gegen ein Uhr nachmittags. Die Temperatur in der Sonne betrug circa fünfzig Grad Celsius. Bei dieser enormen Hitze dauerte es nicht lange, bis meine Sachen trocken waren. Etwa gegen drei Uhr konnte ich mich wieder anziehen. Danach stärkte ich mich mit in Wasser eingeweichte *tsamba* (Gerstenmehl) und setzte meinen Weg zur Stadt fort.

Wer mit okkulten Dingen vertraut ist, wird wissen, dass es kein besseres „okkultes Desinfektionsmittel“ gibt, als Wasser, erst recht, wenn es sich um Regenwasser handelt. Es wäscht alle magnetischen Ströme, die in den Körper und die Kleidung eines Menschen eingedrungen sind, weg. Es ist nur allzu bekannt, dass verschiedene dogmatische Religionen, wie der Katholizismus oder der lamaistische Buddhismus jahrhundertlang dem Baden feindlich gesonnen waren. Im Mittelalter zog die katholische Kirche vehement ge-

gen das „unsittliche“ Baden zu Felde und die Lamas schüren bis zum heutigen Tage bei der tibetischen Bevölkerung die Angst vor Wasser, damit es ja nicht zur Körperreinigung benutzt wird. Es ist durchaus berechtigt, die Frage zu stellen, ob diesen Religionen bekannt war oder ist, dass der menschliche Körper durch das Baden „entmagnetisiert“, d.h. von diversen verborgenen Strömen befreit wird, was die Aufrechterhaltung der geistigen Kontrolle über die Massen erschwert. Die katholische Kirche, die mittlerweile etwas weniger konservativ geworden ist, hat - im Gegensatz zu den Lamas - von dieser Haltung Abstand genommen, da sie erkannt hat, dass sie nicht mehr zeitgemäß ist. Es ist anzunehmen, dass die ausgezeichnete Wirkung des Wassers auch mit seiner Verwendung als Weihwasser in Kirchen und Tempeln zusammenhängt. Das Gewitter musste mich „entmagnetisiert“, also vom Großteil der magischen Ströme, die mir im Verlauf der letzten Tage angehaftet hatten, gereinigt haben.

Als ich wieder in der Stadt war, schien es mir, als ob sich meine Fähigkeit, die Dinge absolut sachlich zu sehen, erheblich verbessert hatte. Ich ging zum Wohngebäude der Mitglieder der Bruderschaft, das von Gästen nicht betreten werden darf. Als ich ankam, erfuhr ich, dass der Leiter bereits von meiner Sondergenehmigung für den Zutritt zur nichtöffentlichen Bibliothek, die ich vom Prinzen erhalten hatte, wusste. Die Organisation innerhalb der Stadt war perfekt. Nichts wurde übersehen. Alles war bestens geplant, organisiert und registriert. Selbst ein Ameisenhaufen konnte nicht reibungsloser funktionieren, dachte ich mir.

Narbu war in der Bibliothek und erhob sich, um mich zu begrüßen. Der Spaziergang, die neutrale Atmosphäre draußen vor der Stadt und die erfrischende „Dusche“, die mich überraschte, hatten dafür gesorgt, dass ich alles objektiver sehen konnte. Narbus Augen schienen noch etwas lebloser geworden zu sein. Es war, als hätte ein okkultes Magnet das Beste aus ihm herausgezogen; seine Seele, seine Unabhängigkeit,

seine Individualität. Ich hörte auf seine Stimme. Sie klang metallisch und seelenloser als damals in seinem Haus. Ich erzählte ihm von meinem Ausflug und konzentrierte mich dabei auf meine eigene Stimme. Auch sie klang metallisch und belegt. Es war keine Heiserkeit - oh nein, es war etwas viel Schlimmeres.

Ich verließ Narbu, der einen Text in Sanskrit las, und ging zu einem Spiegel auf der anderen Seite des Raums hinüber. Als ich mich darin sah, trat ich entsetzt einen Schritt zurück. Nie zuvor hatten meine Augen, die „Fenster der Seele“, derart leblos gestarrt. Wo war ich? Auch mit meinen Gesichtszügen stimmte etwas nicht. Ich glaubte, das Grinsen eines Dämonen in ihnen zu erkennen. Was hatte das alles zu bedeuten? Ich wanderte in dem runden Bibliotheksgebäude, das vom Tageslicht, das durch seine Decke strömte, hell erleuchtet wurde, umher. Dann betrachtete ich eingehend die Bilder an den Wänden. Sie zeigten allerlei „Seelenretter“ und „Erlöser“ vergangener Zeitalter; auf anderen erkannte ich das „Erhabene Juwel“ und seine obersten Statthalter. Ich sah in ihre Augen. Sie waren schön, aber etwas Düsteres lag in ihnen. Sie hatten alles, Intelligenz, Macht - nur keine Seele. Alles in mir revoltierte. Ich setzte mich und schlug die Hände vors Gesicht. Jetzt wusste ich, mit wem ich es zu tun hatte. Nicht mit Erlösern, sondern mit gefallenen Engeln! Sie waren Engel, die ihre Herrlichkeit verloren hatten, weil sie Gott gleich sein wollten. Und nachdem sie sich so selbst in einen bodenlosen Abgrund gestürzt hatten, aus dem es keine Wiederkehr gibt, ähnlich wie Ikarus, der der Sonne zu nahe gekommen war, stellten sie sich *gegen den Schöpfer*. Jetzt kannten sie nur noch ein Ziel: anderen ihr eigenes schreckliches Schicksal aufzubürden, indem sie sie mit in den Abgrund zu zerren versuchten. Der Prinz des Lichts war in Wirklichkeit der Fürst der Finsternis!

Die wenigen Minuten, die auf diese Erkenntnis folgten, waren die grauenhaftesten meines Lebens. Ich litt unermessliche seelische Qualen. Äußerlich wirkte ich ruhig und ge-

fasst, aber innerlich wurde ich von einem Sturm gerüttelt, der meine seelischen Grundmauern erbeben ließ. Meine Erschütterung lässt sich mit Worten nicht beschreiben. Nur der spirituell Erfahrene weiß, was „allergrößte Seelenpein“ wirklich bedeutet. Es war, als würde ich binnen kürzester Zeit hunderte von Inkarnationen samt ihrem ganzen Leid durchleben. Mein Schmerz musste derart intensiv gewesen sein, dass er die gesamte geistige Atmosphäre der Heiligen Stadt verwirrte. Doch dann spürte ich plötzlich deutlich, wie mächtige magnetische Ströme von allen Seiten her durch meinen Körper fließen, um diese furchtbare Verzweigung, die mein Inneres heimsuchte, auszulöschen.

Eine Tür öffnete sich und der Prinz, in Begleitung zweier Sekretäre, betrat die Bibliothek. Sofort erhoben sich alle. (Wie ich schon zuvor erwähnte, war der Palast mit den anderen Gebäuden durch unterirdische Gänge verbunden. So konnte der Prinz in wenigen Minuten jeden Teil der Stadt erreichen.) Er schritt auf mich zu. „Hast Du Deine Entscheidung getroffen?“ fragte er mich mit seiner bedrohlich hohl und metallisch klingenden Stimme. „Ja“, erwiderte ich in bestimmtem Ton. Da stieß er mir seinen Atem mit aller Macht direkt ins Gesicht. „Verfluchter Hexer“, dachte ich, „jetzt zeigst Du Dein wahres Gesicht!“ Jemandem ins Gesicht zu blasen oder zu spucken, ist typisch für Dämonen, deren Diener oder Anhänger, die sich auf diesem Planeten inkarniert haben. Dadurch versuchen sie, Kontrolle über ihr Opfer zu erringen und sich eine sichere Basis für anschließende magische Operationen zu verschaffen, durch die ihm sein freier Wille genommen werden soll. Die besten *spirituellen* Waffen gegen diese üble Praktik sind ein eiserner Wille, ein starkes Ich- und Seelenbewusstsein und das Motto „möge der Schöpfer Dich bestrafen“, das frei von Hass sein sollte. Das ideale physische Abwehrmittel gegen das Anblasen und Anspucken ist der Verzehr von Bohnen, Brot, das viel Hefe enthält und ähnlichen Nahrungsmitteln, die starke Blähungen verursachen. „Weiche zurück - im Namen des Schöp-

fers!" rief ich mit lauter Stimme. Noch nie zuvor hatte sie derart kräftig und energisch geklungen. Mein gesamtes Wesen *verschmolz zu einer untrennbaren Einheit* und mein ganzes Selbst lag in dieser Stimme. Der Regent schnellte zurück. Dann drehte er sich blitzschnell um und verließ die Bibliothek.

Plötzlich wusste ich, dass es nur eine Strafe für denjenigen gab, der die wahre Natur einer solchen Wesenheit erkannt hatte - den Tod! Da es ihm nicht gelungen war, meine Seele in seine Gewalt zu bekommen, während ich noch lebte, und ich nach wie vor den Schutzschild meiner Intelligenz besaß, würde er mit Sicherheit nicht zögern, zu versuchen, mich durch schwarzmagische Praktiken zu ermorden, da es für ihn vielleicht sogar einfacher war, sich meiner Seele im Jenseits zu bemächtigen. Ich war nie ein Feigling gewesen. Einmal, als eine Schusswaffe nur wenige Zentimeter von meinem Gesicht entfernt abgefeuert wurde und die Kugel nur ganz knapp meine Nase verfehlte, erzählten mir meine Freunde, dass ich kaum mit der Wimper gezuckt hatte. Ich war alleine durch die einsamsten Gegenden der Welt gestreift, mit Proviant für maximal zwei Wochen und wusste, dass ein verstauchter Knöchel oder irgendein noch geringerer Zwischenfall den sicheren Tod bedeutet hätte. Viele Male schon war ich dem Tod von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden, ohne dass ich dabei nervös wurde. Doch dies war etwas anderes. Ich kämpfte nicht um mein Leben, ich kämpfte um meine Seele!

Es war, als hätte sich ein bodenloser Abgrund vor meinen Füßen aufgetan, aus dem eine kalte Hand nach meinem Herz griff und versuchte, mich für immer und ewig dem Schöpfer zu entreißen. Zum ersten Mal in meinem Leben rannte ich in Panik davon. So schnell als möglich wollte ich auf mein Zimmer, meine Sachen holen und dann die Stadt ein für alle Mal verlassen. In meiner Eile bemerkte ich nicht, dass ich in die entgegengesetzte Richtung lief, nämlich zum Sanitärgebäude, statt zum Gästehaus. (Wie ich schon an-

fangs berichtete, sahen alle Gebäude gleich aus.) Ich jagte die Treppe hinunter und rannte durch die beiden Korridore, die exakt denjenigen glichen, die ich durchqueren musste, wenn ich auf mein Zimmer wollte. Ich war mir nicht bewusst, dass ich mich im falschen Gebäude befand und als zwei Diener mich aufhalten wollten, stieß ich sie einfach rüde zur Seite. Ich bin zwar ein Gegner von Gewalt, doch in diesem Fall blieb mir nichts anderes übrig, als hart vorzugehen.

Ich öffnete eine Tür und stand in der „Küche“ der Stadt, zu der niemand außer dem Personal und den höchsten Eingeweihten Zutritt hatte. Mitten in diesem Raum lag eine menschliche Leiche. Leblose und automatenähnliche „Köche“ schnitten Fleischteile aus dem toten Körper. Zehn oder fünfzehn große Pfannen aus massivem Silber hingen über ebenso vielen mit Alkohol betriebenen Feuerstellen. Die Menschenfleischteile wurden auf Bretter gelegt, auf denen sie sorgfältig zerkleinert wurden. Natürlich konnte ich nicht mit Gewissheit sagen, ob das, was in den Silberpfannen gegart wurde, auch den Mitgliedern und Gästen der Heiligen Stadt vorgesetzt wurde, aber allein der Gedanke daran, dass ich so etwas zu mir genommen hatte, war unerträglich. Wenn die Nahrung hier tatsächlich Menschenfleisch enthielt, war es kein Wunder, dass sie mir so schlecht bekommen war. Die Köche starrten mich, den Eindringling, aus ihren leeren Augen an, doch zwei oder drei Sekunden hatten mir genügt, um mir einen kurzen Überblick über diese „Küche“ zu verschaffen und schon rannte ich wieder zurück zum Gästehaus. Narbu war mir von der Bibliothek aus gefolgt. Er hatte mich unterwegs aus den Augen verloren und hielt nun besorgt in alle Richtungen nach mir Ausschau, während er vor dem Gästehaus stand. „Bitte warte hier!“ schrie ich, und eine Minute später kam ich mit meiner Habe von meinem Zimmer zurück, einschließlich der Urinflasche, die ich keinesfalls zurücklassen wollte, da mir klar war, dass sie ein ideales Mittel für magische Operationen gegen mich bot.

Narbu begleitete mich aus der Stadt hinaus bis hin zu den Steinplatten mit der Aufschrift „Grenze“. Schließlich war er es, der mich eingeladen hatte und jetzt lag es an ihm, mich sicher aus der Umgebung der Stadt zu bringen. „Nun verlässt Du uns also“, sagte Narbu bedrückt. Der arme, gutherzige Mann! Er glaubte in der Stadt der Großen Lichtmacht zu sein und es stimmte ihn traurig, dass ich nicht bereit war, mich „erretten“ zu lassen. Einen Augenblick lang trug ich mich mit dem Gedanken, ihm frank und frei zu sagen, dass er sich in Wirklichkeit in der Stadt des Bösen befand, aber aus irgendeinem Grund brachte ich es nicht fertig. Spirituelle Erkenntnisse bringen große spirituelle Verantwortung mit sich. Selbst die Mächte des Bösen haben ihre spirituelle Aufgabe. Sie rauben die Seele desjenigen, der ihnen die Erlaubnis dazu erteilt. Durch seine *spirituellen* Sünden (die Nutzung des Unpersönlichen für persönliche Zwecke, z.B. durch egoistische Gebete und der Wunsch, sich Gott gleich zu stellen, zählen zu den zwei häufigsten spirituellen Sünden) schwächt der Mensch seine Bindungen zu seiner Seele, und je mehr er spirituell sündigt, desto mehr schlägt er sich mit spiritueller Blindheit, bis er den Unterschied zwischen „Gott“ und dem Schöpfer nicht mehr erkennen kann, ganz gleich, wie weit er im Wissen über das Verborgene schon fortgeschritten sein mag. Der Teufel führt in Versuchung, aber er kann nur die Seelen gewinnen, die freiwillig seiner Versuchung erliegen. Das ist ein universelles Gesetz. Ich spürte, dass ich niemanden vor dem Bösen retten konnte. Hätte ich Narbu gesagt, dass das Erhabene Juwel der Fürst der Finsternis war, hätte ich damit seine Geisteshaltung beeinflusst und in sein spirituelles Schicksal eingegriffen, für das er selbst verantwortlich war. Ich wusste, dass ich nicht das Recht hatte, dies zu tun, da das oberste spirituelle Gesetz vollkommen freie Wahl für jedes Individuum vorsieht. Der Mensch selbst ist es, der sich für das strahlende Licht, oder die unendlichen Abgründe, aus denen es keine Wiederkehr gibt, entscheidet. Was für tragische Schicksale

brachte doch das spirituelle Leben hervor! Ich sah Narbu an, diesen von Grund auf gütigen und liebenswerten Menschen, dem lediglich ein Hauch spiritueller Überheblichkeit anhing. Er wollte mich retten, doch er selbst war es, der der Rettung bedurfte und ich konnte ihn nicht retten. Ich musste ihn seiner Bestimmung überlassen. Ich fühlte innerlich die Tragödie des Augenblicks, als wir uns voneinander verabschiedeten und ich meinen Weg alleine fortsetzte.

So wie die winzigste Kreatur ihre Aufgabe im Universum hat, so hat auch jede spirituelle Kraft, sei sie dem aufstrebenden oder dem abwärtigen Pfad des Lebens zugehörig, ihre Aufgabe. Sie ist dabei an spirituelle Gesetzmäßigkeiten gebunden, die in ihrem ureigensten Wesen enthalten sind. Es bedarf keines besonderen Eides, die sie daran bindet. Kein spirituelles Geschöpf kann entgegen seiner spirituellen Natur handeln. Gott und der Teufel gehen jeder für sich seinen Weg. Dem Geschöpf obliegt es, sich dem jeweiligen Pfad anzuschließen. Je mehr es sich an seiner Seele versündigt, desto mehr schlägt es sich mit Blindheit. Ist es einmal in den Abgrund gestürzt, ist es für immer verloren.

Ich hatte mich nur drei Tage in der unterirdischen Stadt aufgehalten, und dennoch bargen sich in diesen drei ereignisreichen Tagen für mich ein Erfahrungsschatz, wie ich ihn in ganzen Jahrzehnten nicht hätte sammeln können. Narbu starb, kurz nachdem ich die Stadt verlassen hatte. Aus diesem Grund brauchte ich bei der Schilderung meiner Erlebnisse keine Rücksicht hinsichtlich seiner Person, oder Dingen, die er mir anvertraut hatte, zu nehmen.

Auf der Flucht

Ich machte mich auf in die Richtung, in der einer meiner tibetischen Freunde, ein Eremit, wohnte. Dessen Bruder, der südlich der Wüste Gobi wohnte, hatte mich mit tibetischer Kleidung versorgt. Ich wusste, dass der Herrscher der Heiligen Stadt keine Ruhe haben würde, solange ich lebte, und da es so gut wie unmöglich für ihn war, mich öffentlich zu ermorden - sei es auch nur wegen Narbu, dem dadurch die Augen geöffnet worden wären - würde er gewiss nicht zögern, mittels eines heimtückischen magischen Anschlags zu versuchen, mich zu töten. Allerdings wird es für einen Magier immer schwieriger, sein böses Werk durchzuführen, je weiter entfernt von ihm sein Feind sich aufhält. Da ich mich derartigen Attacken sowenig als möglich aussetzen wollte, beschloss ich, pro Tag etwa dreißig Meilen zu marschieren und mir anschließend eine Ruhepause im Heim des weisen Eremiten zu gönnen.

Es war spät am Abend, und kurz nach Einbruch der Finsternis hatte ich mein Zelt ungefähr acht Meilen von der unterirdischen Stadt entfernt aufgestellt. Natürlich hatte ich eine Stelle ausgewählt, die mir durch nahegelegene Anhöhen ausreichend Sichtschutz bot. Es war mir klar, dass die zu erwartenden magischen Angriffe aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nacht erfolgen würden, am heftigsten vermutlich zwischen Mitternacht und ein Uhr, und dass ich solange wach und mir meiner physischen Umgebung voll bewusst bleiben musste. Nur so konnte ich den Übergriffen wirksam entgegentreten. Schon früher war ich mehrmals mit derartigen magischen Beeinflussungen konfrontiert worden, wobei diese allerdings ein Kinderspiel waren im Vergleich zu den-

jenigen, die mir nun von Seiten der magischen Experten bevorstand, die sich in der mächtigen geheimen Bruderschaft, unter der Leitung des Fürsten der Finsternis persönlich, zusammengeschlossen hatten. Ich blieb die ganze Nacht lang wach. Immer wieder fühlte ich seltsame Stiche in meiner linken Brustseite, direkt über dem Herzen. Langeweile sollte in diesen Stunden nicht auftreten; ich hatte in den vergangenen zwei Wochen soviel erlebt, wie viele andere Menschen in ihren gesamten Leben. Ich war daher wirklich froh, diese ruhigen Stunden für mich zu haben, um all dies geistig verdauen zu können.

Ich dachte an die hübsche Dolma. Es tat mir unendlich weh, dass ich nicht in der Lage war, sie, oder irgend jemand anderen, aus den Klauen dieses seelengierigen Prinzen zu befreien. In den frühen Morgenstunden wurde ich sehr müde und fiel für den Bruchteil einer Sekunde in Schlaf. In diesem kurzen Augenblick des Dahindämmerns hörte ich das Schleifen eines Holzdeckels, der direkt über mir geschlossen wurde. Ich erschrak und war sofort wieder bei vollem Bewusstsein. Ich wusste, dass die Magier am Werk waren. Sie „beerdigten“ mich soeben in der Stadt. Da ich dort nichts zurückgelassen hatte, außer dem Stück Papier, auf das ich bei meiner Ankunft im Gästehaus einige Worte in Tibetisch geschrieben hatte, benutzten sie dieses wahrscheinlich als eine Art magische Ausgangsbasis gegen mich. Vermutlich „begruben“ sie das Papierstück, das sie an meiner Stelle verwendeten, während sie sich gleichzeitig voll auf mich konzentrierten und eine richtige Beerdigungszeremonie durchführten. Offenbar hatten sie auch einigen Erfolg mit ihrer Arbeit. Als ich zehn Tage später bei den Eremiten eintraf, bemerkten diese einen starken Kadavergeruch an mir. Auch mir selbst war dieser Geruch nicht verborgen geblieben, doch ich hatte ihn meiner Einbildung zugeschrieben. Meine weisen Freunde gaben mir daraufhin reichlich Knoblauch zu essen, der in Tibet sehr teuer und selten ist, aber dennoch

als wichtiger Bestandteil der Apotheke der weisen Männer gilt.

Kurz vor Sonnenaufgang baute ich mein Zelt ab. Kurz nach dem ich losmarschiert war, entdeckte ich von einer Anhöhe aus, die unmittelbar hinter der Stelle lag, an der ich die Nacht verbracht hatte, einen Zug von Menschen, der sich in meine Richtung bewegte. Sofort duckte ich mich und rannte zur tiefsten Bodensenke, die es im Umkreis von einhundert Yards gab. Dort legte ich mich flach in den Sand.

Eine Viertelstunde später waren sie nicht mehr weit von mir entfernt. Was um alles in der Welt wollten diese Leute um halb fünf Uhr morgens hier draußen? Die Gruppe ging in die Richtung, in der die unterirdische Stadt lag, aber zu meinem größten Erstaunen kamen auch einige Personen aus der entgegengesetzten Richtung. Ihre Kleidung kam mir bekannt vor. Es waren Diener aus der Stadt, die auf einer Art Bahre Leichen transportierten. Einige, die gekleidet waren wie tibetische *lag pas* (Leichenschneider), zogen hinter ihnen her.

Also waren die Statthalter des Prinzen Leichenschneider! War es möglich, dass die Leichen von Familien, die im Bezirk lebten, geholt und nicht sofort zerstückelt wurden, wie es in Tibet Brauch ist, sondern heimlich gestohlen und im Schutz der Dunkelheit in die Stadt geschafft wurden? Die Leute aus der Stadt waren angekommen. Ich erkannte sie an ihren prächtigen schwarzen Roben. Es waren Meister der Bruderschaft. Sie knieten neben den leblosen Körpern nieder und führten magische Beschwörungen durch, um sie „wiederzubeleben“. Ich möchte allerdings von detaillierten Schilderungen dieser Praktiken Abstand nehmen, da sie derart grauenhaft waren, dass man sie kaum einem normal denkenden Menschen zumuten kann.

Nach getaner „Arbeit“, begannen sich tatsächlich drei der leblosen Körper zu bewegen. Sie erhoben sich langsam und gingen dann, mechanisch wie ferngesteuerte Roboter, in Richtung der Stadt. Waren sie wirklich tot, bevor die magischen Wiederbelebungsbeschwörungen an ihnen durchge-

führt wurden? Wenn ja, schaudert es mich noch heute, wenn ich daran denke, um was für Diener es sich handelte, die mein Zimmer gereinigt und das Essen zubereitet hatten! Fünf andere Körper, die auf die Beschwörungen nicht reagiert hatten, wurden in die Heilige Stadt getragen.

Da das Erhabene Juwel ein praktisch denkender Mensch war, würde es wohl kaum auch nur einen einzigen Körper verlieren wollen, den es sich durch Diebstahl oder Bestechung verschafft hatte. Die hoffnungslosen Fälle landeten wahrscheinlich in der Küche und ihre Knochen in den Vitrinen des Tempels. Was für ein entsetzlicher Alptraum! Kaum war der Zug des Schreckens, angeführt von den roboterhaften Gestalten, aus meinem Sichtfeld verschwunden, ging ich zu der Stelle, an dem soeben die Wiederbelebungsverfahren stattgefunden hatten, um zu sehen, ob Fußspuren oder Spuren von den Bahren vorhanden waren. Das, was ich beobachtet hatte, war so unglaublich, dass ich mich davon überzeugen musste, dass ich es mir nicht eingebildet hatte. Die Spuren waren tatsächlich vorhanden, womit bewiesen war, dass ich keinem Trugbild zum Opfer gefallen war.

Warum nur, fragte ich mich, vollzogen sie dies alles am helllichten Tag? Eine ganze unterirdische Stadt stand ihnen zur Verfügung, in der sie nur von wandelnden Automaten umgeben waren, die sie nicht verraten konnten. Und selbst wenn sie solche Zeremonien aus irgendeinem Grund nicht unter der Erde durchführen konnten, warum dann ausgerechnet bei hellem Tageslicht? Sicher - das Risiko in diesem verlassenen Winkel der Welt von jemandem gesehen zu werden, war außerordentlich gering, doch warum sollte man es andererseits überhaupt riskieren?

Während ich so auf meinem Weg hin und her überlegte, kam ich zu dem Schluss, dass diese Verbrecher einen zwingenden Grund haben mussten, wenn sie ein Risiko eingingen. Die „Wieder-erweckungen“ hatten unter dem Licht der gerade aufgegangenen Sonne stattgefunden. Das ließ darauf

schließen, dass die kosmischen Ströme, die sie für ihre schaurigen Zwecke benutzten, ihre größte Intensität kurz nach Sonnenaufgang besaßen. Sonnenaufgang und Mittag sind die Stunden Gottes, Sonnenuntergang und Mitternacht die Stunden der Finsternis. So hatten die Teufel dem Schöpfer kosmische Kräfte gestohlen, um ihr scheußliches Werk vollenden zu können. Gewöhnlich ist das Böse am stärksten, wenn es sich der Kräfte des Schöpfers zur Durchsetzung seiner eigenen Ziele bemächtigt. Natürlich basierten meine Überlegungen auf der Annahme, dass die *lag-pas* tatsächlich Leichen eskortiert hatten.

Ich marschierte mit Höchstgeschwindigkeit weiter und ließ noch einmal die Ereignisse der vergangenen drei Tage Revue passieren. Warum war ich gerettet worden? Ich war auf Einladung und mit Empfehlung Narbus in die Stadt gekommen, der selbst Irre geführt wurde und das wahre Gesicht der Bruderschaft nicht erkannte. Ich hatte eine unparteiische Haltung und kam, *um zu helfen, nicht um Kapital zu schlagen*. Meine Kämpfernote bäumte sich auf, als man versuchte, mir die schwarze Robe umzuhängen, die höchstwahrscheinlich auch magnetisiert war. All diese heimtückische Magie, manipulierte Nahrung und vielleicht sogar andere Tricks, von denen ich nichts bemerkt hatte, hatten ihnen nicht das eingebracht, was sie sich davon erhofft hatten, weil ich während meines gesamten Aufenthaltes in der Stadt nie gesündigt hatte, nicht einmal im Geiste. Das Böse kann nur Macht über denjenigen erringen, der sich ihm freiwillig ergibt, doch wenn es seine Grenzen überschreitet, stellen sich ihm die Engel der Schöpfung entgegen, um den Unschuldigen zu schützen.

Sie wollten mir meine Seele entreißen! Ich liebe meine Seele, durch die der Schöpfer über mein Herz zu mir spricht. Je mehr sie unternahmen, um meiner Seele habhaft zu werden, desto verzweifelter hielt ich sie fest. Schwere Prüfungen und schmerzhaft Erfahrungen, die das Leben mit sich bringen, mögen den Schwachen zu Fall bringen, den Starken aber

stärken sie erst recht. Mehr und mehr wurde ich mir der Tatsache bewusst, dass das Leben - auch das der geistigen Ebenen - nicht aus friedvoller Kontemplation und stillem Gebet besteht, sondern aus qualvoller Unruhe und bitterem und hartem Kampf. Hätte ich diese Leute mit ihren Leichenbahren drei Tage eher gesehen, wären mir die Augen sofort geöffnet worden. Wahrscheinlich hätte ich gleich von Anfang an die wahre Natur der Bruderschaft erkannt und damit das größte Abenteuer meines Lebens versäumt.

In den kommenden zwei Tagen sollte ich von allerlei größeren und kleineren Übeln geplagt werden. Ich wurde von ganzen Mückenschwärmen angegriffen, und eines nachts, als ich wie gewohnt, aus Sicherheitsgründen den Schlaf mied und wach auf dem Boden meines Zeltes lag, hörte ich plötzlich seltsame Geräusche in der Dunkelheit. Es war ein Trappeln und fortwährendes Kommen und Gehen, so als ob tausende von Ratten ein Lagerhaus heimsuchten. Am Morgen bemerkte ich dann, dass praktisch meine gesamten Lebensmittelvorräte verschwunden waren und sogar meine Ausrüstung wies Bissstellen auf, die von außergewöhnlich großen Ratten stammen mussten.

In der darauffolgenden Nacht hatte ich das gleiche Erlebnis mit mörderischen Parasiten, über das ich bereits in meinem ersten Buch berichtet habe. Ich wäre gestorben, hätte ich die Blutegel nicht rechtzeitig bemerkt. Es war die dritte Nacht, seit ich die Stadt verlassen hatte und das erste Mal, dass ich es wagte, mir ein wenig Schlaf zu gönnen, aber jedesmal, wenn ich einnickte, hatte ich das Gefühl, ich würde in einem Sarg liegen. So musste ich mir unentwegt alle Mühe geben, ja nicht vor Tagesanbruch einzuschlafen. Dadurch hatte ich genügend Zeit, noch einmal über die abscheulichen Praktiken und rätselhaften Wiedererweckungsriten der Seelenräuber aus der unterirdischen Stadt nachzudenken.

Worin bestand der grundlegende Unterschied zwischen den Mitgliedern der Bruderschaft, die ihre Seelen dem Bösen übergeben hatten, oder dabei waren, dies zu tun, und jenen

leblosen Dienern? Wenn der Mensch wirklich ein solch komplexes Gebilde ist, woraus besteht er dann? Natürlich war ich mir der Gefahren bewusst, die derartige Überlegungen mit sich bringen. Das Bewusstsein des Menschen, das ganzheitlich sein sollte, neigt dazu, sich zu spalten, was ein sehr großes Risiko in sich birgt. Wer sich solchen inneren Betrachtungen zu lange hingibt, erreicht dabei irgendwann einen Punkt, an dem er sich den mächtigen spirituellen Kräften, die dem abwärts gerichteten Pfad des Lebens dienen, öffnet, deren Ziel es ist, *zu spalten*.

Der Mensch ist fünffach beschaffen. Es gibt fünf organische Systeme in unserem Körper, auf die sich alle organischen Funktionen des Körpers beziehen; der Mensch hat fünf Sinne; er hat an jeder Hand fünf Finger und an jedem Fuß fünf Zehen - fünf ist also offensichtlich die Zahl des Geschöpfes und insbesondere die des Menschen. Doch selbst jenseits seiner Physe scheint der Mensch fünffach beschaffen zu sein. Dort besteht er aus einer Einheit, die sich aus Empfindung, Sinnen, Gefühl, Intelligenz und Willen zusammensetzt, die er in jedem Fall aufrechterhalten sollte. (Ich dachte dabei an das schreckliche Verbrechen, das der *sungmi* in dem tibetischen Kloster an sich und seiner Seele begangen hatte, wie ich es im zweiten Kapitel ausführlich beschrieb. Das gleiche gilt für Séancen, bei denen Menschen freiwillig auf die ihnen zustehende Kontrolle über ihr Inneres verzichten und sich dadurch allen Arten von entkörpernten Wesenheiten ausliefern, ähnlich wie jemand, der in einem Haus mitten im Urwald nachts alle Fenster und Türen öffnet!) Doch nun zu dem Unterschied zwischen den Mitgliedern der Bruderschaft und den wiedererweckten Dienern.

Die Mitglieder hatten ihre Seelen dem Bösen übergeben. Sie besaßen noch alles - außer ihrem Willen. Sie hatten ihre göttlichste Eigenschaft, ihren freien Willen, an das Böse abgetreten. Die Diener dagegen, waren reine Roboter. Unmittelbar nach ihrem Ableben hatten sich ihre feinstofflichen Körper von ihnen gelöst und zurück blieben lediglich ihre

materiellen Körper, neben denen sich die feinstofflichen, das belebende Prinzip des stofflichen Körpers, noch eine Zeit lang aufhielten. Dann wurden die toten Körper gestohlen und über das noch vorhandene belebende Prinzip reaktiviert. Danach waren die Diener nichts weiter als Körper mit Sinnen - ohne Gefühle, Intelligenz und Willen. Meine Erfahrungen innerhalb der Stadt konnten dies nur bestätigen. Die Diener verfügten über keinerlei Intelligenz. Sie wiederholten nur mechanisch bestimmte Vorgänge. Sie konnten nicht unabhängig denken und hatten kein Gefühlsleben. Sie waren Körper plus Sinne, sonst nichts - so gesehen also die *idealen* Diener!

Es war Morgen geworden und ich erhob mich, um weiterzugehen. Wieder sollte ich einen harten und anstrengenden Tag vor mir haben. Durch „Zufall“ verlor ich in aller Frühe meinen gesamten Wasservorrat. Den ganzen Tag lang gab es weder Regen noch ein Gewitter. Der Nachmittag war heißer als sonst und ich litt unter großem Durst. Mit ausgetrockneten Lippen legte ich mich nieder und schlief ein. Ich erwachte kurz vor Einbruch der Dämmerung. Ich fühlte mich wunderbar erfrischt. So würde ich nicht gegen die Müdigkeit ankämpfen müssen, wenn die Angriffe der Schwarzmagier wie üblich kurz nach Mitternacht einsetzten.

Am nächsten Tag besichtigte ich ein Kloster, in dem ich ein zweites Mal „rein zufällig“ in dieselbe äußerst unangenehme Situation geriet, wie ich sie in *Tibet - auf geheimnisvollen Pfaden zu geheimnisvollen Orten* schon beschrieben habe. Um einer Enttarnung durch die Lamas zu entgehen, blieb mir auch diesmal nichts anderes übrig, als stundenlang reglos zu verharren, bevor es mir endlich gelang, zu flüchten.

Zwei Tage später besuchte ich ein anderes Kloster. Wie es in tibetischen Klöstern Brauch ist, bot man mir Weihwasser zu trinken an. Ich konnte nicht ablehnen, da alle anderen Pilger sehr erpicht auf dieses Getränk zu sein schienen, das von einer Art Küster ausgegeben wurde. Diese „Küster“ erhalten übrigens den Löwenanteil der Münzen, die von den

Pilgern gegeben werden. Hätte ich das Wasser abgelehnt, wäre ich aufgefallen, was ich natürlich vermeiden wollte. Eine Stunde später begann mein Körper ausgesprochen nervös auf das Weihwasser zu reagieren (ich weiß, dass die Rizinusölpflanze zumindest im südlichen Tibet bekannt ist, glaube allerdings nicht, dass die Küster so einfallsreich waren, dem Weihwasser Rizinusöl beizumengen, um sich einige zusätzliche Einnahmen zu verschaffen, indem sie den Betroffenen hinterher „erlösende Lösungen“ anboten) und da die sanitären Verhältnisse in den Klöstern nicht gerade dem diskreten Standard entsprechen, den ein westlicher Mensch als sein natürliches Recht ansieht, war ich gezwungen, alle Register meines Einfallsreichtums zu ziehen, um mich aus dieser mehr als komplizierten Situation zu befreien - schließlich reiste ich als verkleideter Tibeter und hatte nur mein Gesicht und meine Hände gefärbt, um meinen begrenzten Tönungsmittelvorrat nicht unnötig zu strapazieren. Anschließend durchstreifte ich einige Stunden lang schweigend das Kloster. Mein Auftreten als Taubstummer, verschaffte mir auch den unschätzbaren Vorteil, nicht von den zahllosen Führern bedrängt zu werden, die sich nur allzu gerne auf die Klosterpilger stürzen, egal wie arm sie ihnen erschienen, da sie aus Erfahrung wussten, dass es gerade die Armen waren, die stets ihren letzten Heller der Religion opferten. Eigentlich, so dachte ich mir im Stillen, würden alle westlichen Touristen gut daran tun, sich als Taubstumme auszugeben, wenn sie ein von zahllosen Reiseführern belagertes Besichtigungsziel aufsuchten. Eingehend betrachtete ich die tibetischen Butterstatuen - Götzenbilder, die ausschließlich aus Butter und gefärbter Erde bestanden. Selbstverständlich hatte man sie im Schatten platziert, da die Sommernachmittage unerträglich heiß waren. Die Tatsache, dass diese Götzen, die ja eine Vorbildfunktion einnehmen sollten, das Sonnenlicht scheuten, amüsierte mich. War dies nicht ein Beweis dafür, dass solche „Idole“ nur aus dem Schatten heraus ihren Einfluss ausüben konnten?

Die Lamas führten umfangreiche Zeremonien durch. Die Weihrauchgefäße und anderes Gerät, das im Gottesdienst Verwendung fand, waren aus Unmengen an menschlichen Knochen hergestellt worden. Ich musste an die Heilige Stadt denken. Der selbe Geist schien auch in diesem Kloster zu herrschen, wenn auch nicht ganz so extrem. Die Lamas verteilten an die Pilger Reispillen, die sie zuvor mit großem Aufwand segneten. Mir fiel der Tempel in der Stadt ein. Auch hier sprach man von der Notwendigkeit, *blind* an das *zu glauben*, was in den 333 heiligen Büchern geschrieben steht. Die heiligen Bücher des dogmatischen Buddhismus bestehen aus den 108 Bänden des *Kandjur* und den 225 Bänden des *Tandjur*, woraus sich insgesamt 333 Bücher ergeben. In der okkulten Numerologie spielt das Ergebnis der Addition der einzelnen Ziffern einer mehrstelligen Zahl eine wichtige Rolle. Wenn wir die drei Zahlen 108, 225 und 333 so addieren, beträgt ihre Quersumme jeweils 9.

Wie bereits erwähnt, galt die *Neun* in der unterirdischen Stadt als eine besonders verheißungsvolle Zahl. Das Kloster hatte manches an Ähnlichkeit mit der Stadt. Ständig wurde von „Rettung“ und „Erlösung“ der Seele durch deren Hingabe an das Göttliche gesprochen. Viele, vielleicht sogar die meisten der Unterhaltungen, denen ich in der Stadt, im Speisehaus und anderswo, Zeuge wurde, wiesen bestimmte Parallelen zu den Predigten der Lamas auf. Der Prinz war für die Auserwählten zuständig, die Lamas für die breite Masse, dachte ich, konnte aber keinen *wesentlichen* Unterschied zwischen den beiden entdecken.

Hell strahlte Gottes Sonne am Himmel über dem Kloster. Ich wurde mir der schrecklichen Tragödie einer Welt, die sich offen gegen ihren Schöpfer erhob, gewahr. Ich befasste mich noch einige Stunden mit der Funktionsweise der Meditation, über die ich ausführlich im ersten Band geschrieben habe, dann verließ ich traurig das Kloster.

Waren nicht nahezu all diese armen Menschen in der gleichen Situation wie Narbu? Sie wollten „gerettet“ werden und

andere „retten“. Und während sie so nach „Rettung“ und „Erlösung“ Ausschau hielten, spalteten sich diese armen Wesenheiten in ihrem Innern mehr und mehr. Ihr Seelenbewusstsein nahm ab. Ich bedauerte es unendlich, ihnen nicht helfen zu können!

Nun folgte ein unangenehmer Zwischenfall dem anderen. Es war, als würfe mir eine geheimnisvolle Hand Knüppel zwischen die Beine. Am darauffolgenden Morgen begegnete ich einer Räuberbande. Ich hatte sie zu spät bemerkt und als sie meine Habe durchforsteten, nahmen sie sich eines von den Dingen, die ich am notwendigsten brauchte: eine dünne, feine Wolldecke. Kein einziger von den Banditen, die mich bisher beraubt hatten, waren so herzlos gewesen, mir, einem offensichtlich armen Alleinreisenden, seine Decke zu stehlen. Diese Gestalten hier schienen der härteren Sorte anzugehören, die sich entsprechend rücksichtsloser verhielt. Ich hegte den leisen Verdacht, dass sie in Wirklichkeit Lamas waren, die sich auf diese Art ein Zubrot verdienten. Einmal, nachdem ich überfallen worden war, erkannte ich kurz später, als ich ein Kloster besichtigte, einen der Räuber wieder - in der Robe eines Lamas. Die Tibeter haben so großen Respekt vor den Lamas, dass sie es nicht einmal wagen, sie anzusehen, was für einen solchen „Zweitberuf natürlich einen unermesslichen Vorteil bedeutet. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass in einem der 108 heiligen Bücher des *Kandjur* eine Aussage wie etwa „Deine linke Hand soll es nicht kümmern, was Deine rechte tut“ zu finden ist. Wenn dies tatsächlich zutrifft, dürften die Lamas keine Probleme damit haben, sich selbst von der Sünde der Räuberei loszusprechen.

Die kommende Nacht sollte eine der schlimmsten werden, die ich je erlebt hatte. Ich hatte keine Decke mehr und in den frühen Morgenstunden betrug die Temperatur 20 Grad minus. Wieder so ein „Zufall“: die kälteste Nacht seit Wochen folgte genau auf den Tag, an dem man mir meine Decke geraubt hatte. Während es an wolkenlosen Sommernachmitta-

gen in Tibet unvorstellbar heiß wird, herrscht nachts eine klirrende Kälte. Ich wusste mich zwar vor ihr zu schützen, indem ich meine Muskeln und den Brustkorb völlig entspannte, doch war dies keine Dauerlösung. Niemand kann bei 20 Grad minus reglos in einem unbeheizten Zelt ohne Decke liegen. Von Zeit zu Zeit zog ich im Laufschrift große Kreise um das Zelt, um mich anschließend wieder so hinzulegen, wie ein Kind im Mutterleib liegt. In dieser Nacht schlief ich nicht eine Sekunde.

Dann ging die Sonne auf und alles war wieder hell und begann sich zu erwärmen. Gibt es ein geeigneteres Symbol für den Schöpfer als die Sonne, die jeden, der sich nicht bewusst ihrer Strahlung entzieht, großzügig mit Wärme und Leben beschenkt? Die Sonne ist freigiebig und majestätisch, und dennoch bleibt sie denen fern, für die sie scheint. Wer direkt in die Sonne blickt, wird erblinden. Gleiches gilt für den, der sich zu nahe an den Schöpfer wagt. Wer sein will wie Er, wer die Schwelle, die dem Geschöpf bestimmt ist, überschreitet, straft sich mit spiritueller Blindheit. Er hat die Sonne mit dem Mond verwechselt.

Ich marschierte weiter, so schnell ich konnte. Ich besaß keine Decke mehr und es lagen noch einige bitterkalte Nächte vor mir. Ich war noch etwa 150 Meilen von dem Ort entfernt, an dem der weise Eremit lebte, dessen Bruder ich südlich der Wüste Gobi kennengelernt hatte. Ich hatte ihn damals nach spirituellen Lehrern gefragt, die ich aufsuchen wollte, falls sie nicht zu weit ab von dem Weg, den ich nahm, lebten. Die Stadt, die ich durch Dolma und Narbu kennengelernt hatte, hatte er nicht erwähnt, dafür aber einen großen spirituellen Meister, der möglicherweise einen Besuch lohnte. Er war auf einem hohen Berg zuhause, den ich einige Tage vor Erreichen des Bezirks, in dem mehrere Eremiten, darunter auch sein Bruder, wohnten, passieren würde. „Dient er dem Licht oder der Finsternis?“ hatte ich ihn gefragt. „Das kann ich Dir nicht sagen“, hatte er erwidert. „Du musst es selbst herausfinden.“ „Ist es nicht Deine spirituelle

Pflicht, mich vor Dämonen zu warnen, die vielleicht in der Gestalt eines Engels auftreten, wie es in westlichen Ländern gelegentlich vorkommt?" hatte ich weiter von ihm wissen wollen. „Nein. Selbst wenn ich wüsste, wer gute, und wer böse Absichten hat - die höchste spirituelle Pflicht eines Menschen ist es, die geistige Freiheit des anderen zu respektieren. Würde ich eine Liste über spirituelle Meister führen und Dir sagen, wer der Richtige und wer der Falsche ist, würde ich Dich dadurch geistig beeinflussen. Du musst Dir Deine Meinung schon selbst bilden. *Du* gehst nach Tibet. Es ist *Dein* Risiko, nicht meins.“ Ich hatte eine sehr klare Antwort erhalten.

Den ganzen Morgen hindurch marschierte ich und schlief dann mehrere Stunden am Nachmittag. Als ich erwachte, spürte ich wieder den seltsamen Schmerz in der Herzgegend. Ich untersuchte meinen Körper gründlich, wozu ich sogar ein auf die Schnelle selbstentwickeltes Stethoskop verwendete, konnte aber absolut nichts feststellen. Selbst ein Mediziner, hätte ich einen solchen hier konsultieren können, wäre vermutlich nicht fündig geworden. Trotzdem hielt der Schmerz mit unverminderter Stärke an. Es war, als ob eine unsichtbare Hand meinem Herzen Messerstiche versetzte. Entweder bildete ich mir alles nur ein (nichts wünschte ich mir mehr als das), oder es war das Werk dieser vermaledeiten Zauberer in der Stadt. Ich wusste, dass magische Einflüsse dieser Art, den Großteil ihrer Kraft nach fünf Tagen verlieren und erwartete sehnlichst den Zeitpunkt, an dem es genau fünf Tage waren, seitdem ich die Stadt verlassen hatte.

Es wurde Abend und ich bedauerte zutiefst, dass ich in der Dunkelheit nicht weiter marschieren konnte, da das Gelände immer bergiger wurde. Nach einer weiteren eisigen Nacht in einem unbeheizten Zelt ohne Decke bei einer Temperatur weit unter dem Gefrierpunkt, war ich so erschöpft, dass ich kurz nach Sonnenaufgang einschlief. Am späten Vormittag brach ich mit Höchstgeschwindigkeit auf. Nach einem Blick

auf die Wegkarte, die mir der Eremit gezeichnet hatte, stellte ich fest, dass ich nur noch wenige Meilen von dem Berg entfernt war, auf dem der große spirituelle Lehrer lebte.

Von meinem Freund, dem Eremiten, hatte ich erfahren, dass der Meister jede Form von Titel ablehnte, sehr einfach lebte, ohne dies irgendwie zur Schau zu stellen (Einfachheit wird häufig nur propagiert. Immer wieder bin ich in meinem Leben „armen“ Menschen begegnet, die meinen Zorn weit mehr erregten, als Angeber und Aufschneider), dass er keinen bestimmten Kreis von Anhängern oder Jüngern um sich geschart hatte und dass er stets betonte, jeder solle auf seine *eigene* Intelligenz vertrauen, statt sich von anderen Meinungen beeinflussen zu lassen. Das genaue Gegenteil des Prinzen der Stadt also und natürlich hielt ich ihn zunächst für einen ehrlichen Lehrer, auch wenn ich darüber nicht sprach, bevor ich ihn und seine Anhänger nicht persönlich getroffen hatte. Bekannt war er unter dem Namen Gütiger Freund und wie ich von dem Eremiten erfahren hatte, gehörten viele Tibeter, die sich für die Prinzipien des *Dhul-shug* (eine Lehre, die empfiehlt, sämtliche Leidenschaften des Lebens zu eliminieren und alles gelassen und völlig unvoreingenommen zu beurteilen) interessierten, zu seinen ständigen Gästen.

Etwa fünfhundert Yards vor dem Haus des Gütigen Freundes, der angeblich nie sein Domizil verließ, traf ich einen netten jungen Tibeter und fragte ihn nach dem Wohnsitz des *stonpatshempo* (Großer Lehrer). „*Lags, lags*“, („Ja, ja“) antwortete er, „sein *kanpa* (Haus) ist dort drüben. Ungefähr zwanzig Leute leben dort im Moment bei ihm, einige davon im *kanpa*, andere in nahegelegenen *phugs* (Höhlen). Wer hat Dich hierher eingeladen?“ „Niemand besonderes“, entgegnete ich, „aber ein Freund von mir, der südlich der Wüste Gobi lebt, hat mir von seinen Lehren erzählt, für die ich mich interessiere.“ „Ich habe sofort an Deinem Akzent erkannt“, sagte er mir, „dass Du von sehr weit her kommst, wahrscheinlich von einem abgelegenen Teil im Norden.“ „Das stimmt“, sagte ich.

Wir waren am Haus angekommen und ich bat darum, den Gütigen Freund sehen zu dürfen. Man erklärte mir, dass der Lehrer keine spezielle Botschaft für Gäste habe, ich aber gerne einigen seiner Vorlesungen beiwohnen könne, falls ich Interesse habe. Der Meister spreche nur öffentlich, nicht aber zu Privatpersonen. Niemand läge ihm näher am Herzen, als die Masse, weshalb er grundsätzlich keine Besucher empfinde.

Am kommenden Morgen sei ich willkommen. Ich könne in einer der freien Höhlen übernachten und falls ich nicht genug Proviant und Brennstoff habe, könne ich etwas Gerstenmehl und getrockneten Yakdung im Haus bekommen. Dieser Ort begann mir in der Tat zu gefallen. Alles war so einfach, nüchtern und unaufdringlich - ganz anders als in der scheußlichen Stadt.

Am nächsten Morgen traf ich einige der Gäste, die in den anderen Höhlen wohnten. Es war ein bunt gemischtes Volk. Alle sozialen Schichten waren vertreten, sogar Geschäftsleute, die einen weiten Weg von einem wichtigen Handelszentrum bis hierher auf sich genommen hatten, um auf dem „Berg der Schlichtheit“ sein zu können. Alle zeigten sie großes Interesse an religiösen Fragen und die meisten schienen außergewöhnlich intelligent zu sein. Allerdings waren sie nicht sauberer, als der Durchschnittstibeter. „Wo ist Dein kye-sa?“ (Heimatort) lautete eine der ersten Fragen. Der junge Mann, dem ich tags zuvor begegnet war, erzählte ihnen alles, was er über mich wusste. Er stellte mich als einen Wahrheitssuchenden vor, der von einem *drog-bzan* (guten Freund) südlich der Wüste Gobi, auf den Berg der Einfachheit aufmerksam gemacht worden war. Damit wurde ich zu einer glatten Sensation, weil bisher nur sehr wenige Menschen „von so weit her“ zu diesem Berg gekommen waren. Einige sagten mir, dass mir ein äußerst eigenartiger Geruch anhafte. Ich hatte es selbst schon bemerkt. Es war, als trüge ich tote Mäuse in meinen Taschen mit mir herum, aber ich konnte nichts dagegen tun.

Die kleine Gruppe zeigte großes Interesse für das Abstrakte. Während wir zur Vorlesung zum *kanpa* (Haus) hinaufgingen, diskutierte man eifrig über Gut und Böse, Licht und Schatten. Für sie schien es weder Gut noch Böse zu geben. So etwas wie das „Böse“ gebe es überhaupt nicht, meinte einer von ihnen und alle anderen pflichteten ihm bei. Alles sei nur eine reine Reflexion des eigenen Ich. Da war ich gänzlich anderer Ansicht. Ich dachte an die entsetzliche Stadt, die ich erst vor wenigen Tagen verlassen hatte. Ich wusste sehr wohl, dass das Böse existierte. Der Teufel und die offensichtliche Polarität der Natur ließen sich nicht einfach weg diskutieren.

Wir betraten das „Haus der Schlichtheit“. Es glänzte nicht gerade vor Sauberkeit. Wir ließen uns auf Matratzen nieder. Kurze Zeit später strömten noch mehr Menschen hinein. Nachdem sich ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Personen zur Vorlesung versammelt hatten, wurde die Haustür geschlossen und verriegelt. Dann trat der Gütige Freund, der von jedem als großer spiritueller Lehrer verehrt wurde, in den Raum. Ich verglich ihn mit dem spirituellen Oberhaupt der Stadt. Seinem Äußeren nach war er das genaue Gegenteil von ihm. Während der Prinz, das Erhabene Juwel, auch die Erhabenheit in Person war, strahlte dieser Mann nichts als Bescheidenheit aus. Ebenso war auch seine Kleidung, sie bestand lediglich aus einer billigen, ja nahezu schäbigen *chupa*. Sein freundliches und gütiges Gesicht bot die perfekte Verkörperung von Verzicht, Uneigennützigkeit und Glückseligkeit. Er war ziemlich alt und etwas untersetzt, was vermutlich darauf zurückzuführen war, dass er zu wenig Bewegung hatte. Angeblich verließ er ja nie den Ort, an dem er lebte.

Ich hatte in meinem Leben schon so viele spirituelle „Überraschungen“ erlebt (die größte davon gerade erst in der Stadt), dass ich mich entschied, mir erst dann eine abschließende Meinung über ihn zu bilden, wenn ich mehrere Vorträge gehört und meine „Kommilitonen“ gründlich beobachtet

hatte. Dazu würde ich auf jeden Fall einige Tage benötigen. Da ich noch einen ganzen Monat übrig hatte, um die tibetischen Eremiten und die *respas* (Asketen, die stundenlang bei bitterer Kälte nackt und ohne sich zu bewegen im Freien zubringen, ohne dabei zu erfrieren) zu studieren, beschloss ich, zwei oder drei Tage zu opfern, um soviel wie möglich über den Gütigen Freund und den Berg der Schlichtheit in Erfahrung zu bringen.

Der Meister begann seinen Vortrag, indem er über die absolute Nutzlosigkeit von spiritueller Führung dozierte. Jeder, so glaubte er, müsse sein eigenes spirituelles Licht und sein eigener Führer sein. Spiritualität könne man nicht *gton* (erhalten), sagte er, und benutzte dieses Wort mehrere Male betont. Spiritualität sei allgegenwärtig. Jeder müsse sie selbst perfektionieren und zwar durch Selbstbeobachtung, genauer gesagt, durch Selbstverständnis und Entschlüsselung des wahren Wertes der Dinge. Je länger er sprach, desto sympathischer wurde er mir. Er machte mir einen sehr vernünftigen und ehrlichen Eindruck.

Während seines Vortrags rasten unzählige Ratten auf dem Dach des Hauses herum. Der Lärm der Nager störte natürlich beträchtlich, aber der Gütige Freund und der Großteil seiner Zuhörerschaft liebten Tiere - *alle* Tiere - und erlaubten es nicht, dass Ratten oder irgendwelche anderen Kreaturen gejagt wurden. Widerstandslosigkeit allem gegenüber, wie ich später erfuhr, war der Leitgedanke ihres gesamten Daseins, und dazu gehörte auch eine passive Haltung gegenüber Tieren jedweder Art. Hier konnte ich dem Gütigen Freund nicht zustimmen. Offensichtlich kennt die Natur zwei unterschiedliche Tierreiche. Wenn ich mich einem Pferd oder einem Hund, vielleicht sogar noch einem Bären oder einem Eichhörnchen gegenüber wohlwollend verhalte, ist dies zu akzeptieren. Doch wie verhält es sich mit Parasiten, Schlangen, Krokodilen oder Haien? Letztere gehören einem anderen Reich an. Weder Liebe, noch Zuneigung, noch Widerstandslosigkeit, würden jemals einen Hai oder eine Laus

entwaffnen. Wäre es außerdem so gesehen nicht auch ein Verbrechen, zu essen? Schließlich könnte man mit dem, was der Gütige Freund und unser Kreis verzehrten, viel mehr Ratten ernähren. Mit Sicherheit waren viele von ihnen hungrig; Ratten und andere Parasiten pflegen sich gewöhnlich etwas schneller zu vermehren, als der ihnen zu Verfügung stehende Nahrungsmittelvorrat es rechtfertigt. Somit brauchen sie immer mehr Futter. Das Leben ist Kampf. In diesem Kampf lässt sich ein gutes und akzeptables Gleichgewicht zwischen dem Menschen und den Tieren der nicht parasitären Art aufrechterhalten, doch die Tiere, die dem abwärts gerichteten Pfad des Lebens angehören, wie beispielsweise Mücken, Moskitos, Ratten, Mäuse, Fliegen usw., *müssen* bekämpft werden.

Ich fragte mich, ob der Gütige Freund, käme er in den Westen, etwas gegen Desinfektionsmaßnahmen bei Epidemien, wegen der „armen“ Bazillen, einzuwenden hätte, Abgesehen von seiner Missachtung der Tatsache der Polarität des Lebens, die zu dieser absurden Freundlichkeit gegenüber Ratten führte, musste ich ihm größtenteils beipflichten, was seine Ansichten zu spirituellen Dingen und der Notwendigkeit der Unabhängigkeit von einer spirituellen Führerschaft betraf. Im Anschluss an sein Referat beantwortete er keine Fragen, dafür diskutierten die Teilnehmer um so eifriger untereinander, nachdem er das Zimmer verlassen hatte.

Am Nachmittag hielt er dann einen zweiten Vortrag. Am Anfang äußerte er sich dabei stark ablehnend gegenüber Askese und *bsnen-gnas* (Fasten) zur Erreichung spiritueller Resultate, womit er bei mir erneut auf große Zustimmung stieß. Danach sprach er über Magie und bezeichnete diese nicht nur als *kun-tag* (spirituellen Irrtum), sondern auch als echtes Verbrechen. Der einzige Weg zur Rettung, so fuhr er fort, liege in der Beseitigung von *gti-mug* (Ignoranz, Dummheit). Der Mensch müsse seine eigenständige spirituelle Existenz auflösen, verkündete er mit großem Pathos. Dies ließe sich mittels Selbstbeobachtung bewerkstelligen, das heißt,

indem man das aufgebe, was ich persönlich als das göttlichste Besitztum eines Menschen ansehe - seinen *Willen*!

Der Gedanke, das eigene Ich-Bewusstsein *total* zu zerstören, um zu sein „wie Gott“, was einem spirituellen Selbstmord gleichkam, erschreckte mich. Zerstörung konnte niemals das oberste Ziel des Lebens sein. So wie im materiellen Bereich so viel Egoismus, wie er zur Aufrechterhaltung der eigenständigen Existenz benötigt wird, gerechtfertigt ist, so ist es die Pflicht eines Menschen, seine Individualität auch auf der spirituellen Ebene aufrechtzuerhalten, andernfalls hätte das Leben keinen Sinn. Hierin war ich alles andere als einer Meinung mit dem Gütigen Freund, auch wenn das meiste, was er vorher zum Ausdruck gebracht hatte, durchaus akzeptabel war.

Dann sprach er über das Ich-Bewusstsein, das Gruppenbewusstsein und das göttliche Bewusstsein, die einem eigenständigen Bewusstsein entbehrten. In prähistorischer Zeit, so behauptete er, habe der Mensch noch kein Ich-Bewusstsein gehabt. Damals habe er sich mit seiner Gruppe, oder Familie, der er angehörte, identifiziert. Mittlerweile aber habe der Mensch das Stadium des individuellen Ich-Bewusstseins erreicht und der nächste Schritt für ihn sei das göttliche Bewusstsein. Damit konnte ich wieder einmal absolut nicht konform gehen. Wie konnten kritisch denkende Geister so etwas akzeptieren? Der prähistorische Mensch verfügte über ein Gruppenbewusstsein. Der moderne Mensch *ist trotzdem noch nicht völlig ich-bewusst*. Wieder und wieder *lässt er sich von einem Gruppen- oder Familienbewusstsein vereinnahmen*, das bedeutet, er ist *abwechselnd gruppenbewusst und ich-bewusst*. Also vollzieht er *einen Schritt vom Gruppenbewusstsein zum absoluten Ich-Bewusstsein*. Und da vertrat der Gütige Freund doch die Ansicht, dass der Mensch, dessen Ich-Bewusstsein gerade dabei ist, aus dem Gruppenbewusstsein hervorzutreten, auf dem Weg in einen Zustand des „totalen“ Bewusstseins sei, der *vor dem Gruppenbewusstsein existierte*!

Wieder hatte ich das Gefühl, dass er den Zuhörern empfehlen wollte, sich auf eine Stufe mit dem Schöpfer zu stellen. Ein weiteres Mal verspürte ich für einen kurzen Augenblick spirituellen Schmerz in mir aufsteigen, als ich erkannte, dass auch dieser Mann den gefallenen Engeln diene, nur wusste ich nicht, ob er lediglich als ahnungsloses Werkzeug fungierte, oder ob er sich genau dessen bewusst war, was er tat. Wie sehr hatte ich doch den Großteil seiner Vorlesungen genossen! Es hatte so viel Wahres darin gesteckt, und dennoch war es nur *fast* wahr. Das Wort „fast“ hat in Bezug auf spirituelle Dinge einen unheilswangeren Charakter. Das Böse selbst ist „fast“ Gott und in diesem kurzen Wort „fast“ liegt der ganze schreckliche Unterschied. Vielleicht war dem Gütigen Freund wirklich nicht bewusst, was er tat. Diese Möglichkeit bestand, auch wenn ich nicht so recht daran glaubte, aber es existieren solche Fälle. Gelegentlich kommt es vor, dass aufrichtige Menschen spirituell erblinden und der Sache der Finsternis dienen, während sie im tiefen Glauben leben, für das Licht zu arbeiten.

Ich kehrte in meine *phug* (Höhle) zurück und setzte mich nieder, um über die letzte Vorlesung nachzudenken, in deren Verlauf mir die wahre Natur des Gütigen Freundes bewusst geworden war. Spät am Abend begegnete ich dem jungen Mann, der mir am Vortag den Weg zum Haus des Meisters gewiesen hatte. Er fragte mich, wie lange ich noch bleiben wolle und ich erklärte ihm, dass ich vorhabe, am nächsten Tag abzureisen. Leider hatte er eine unangenehme Nachricht, mit der er mir einen heftigen Schrecken versetzte. Es ging das Gerücht herum, dass sich ein *peelin* (Weißer) im Bezirk aufhielt, der alleine und verkleidet als Tibeter umherreiste und dass der *dsongpön* (Bezirksgouverneur) mehreren militärische Sonderkommandos den Befehl erteilt hatte, den Bezirk nach dem Eindringling zu durchkämmen! Wenn *ich* derjenige war, der die Aufmerksamkeit des *dsongpön* auf sich gezogen hatte und kein anderer Mann aus dem Westen hier zufällig unterwegs war, konnte

dies nur darauf zurückzuführen sein, dass mich jemand aus der unterirdischen Stadt verraten hatte. Dort hatte ich keinerlei Hehl daraus gemacht, dass ich ein Weißer war. In den drei Tagen im Tal der Geheimnisse hatte ich nicht einmal mein Gesicht gefärbt.

Ich musste so schnell wie möglich weg von hier. Glücklicherweise würde ich bei Höchstgeschwindigkeit in nur zwei Tagen die Region erreicht haben, in der die Eremiten lebten, bei denen ich ausreichend Hilfe und Schutz erwarten konnte. Zunächst trug ich mich mit dem Gedanken, sofort aufzubrechen, doch da ich angekündigt hatte, bis zum nächsten Tag zu bleiben, bevor ich erfuhr, dass man einen Weißen im Bezirk suchte, konnte ich meine Meinung nicht plötzlich ändern, ohne dadurch Verdacht zu erregen. Ich machte mir Sorgen, vor allem deshalb, weil ich Narbus Schreiben weggeworfen hatte.

Die Nacht über blieb ich in meiner Höhle und ging spät am Morgen hinüber zum Haus, um an der Vorlesung teilzunehmen. Gleich nach der anschließenden Diskussion wollte ich losmarschieren. Diesmal referierte er über „das Nichts“, „wie man zum Nichts wird“ und „die Glückseligkeit des Nichts, die der Nichtige erfährt“. Das war es also! Was war der *Grund* dafür, dass er zur Suche nach einer uneigennützigen Lebensanschauung riet? Glück! Das Streben nach Glück! Nicht ein Wort über den schlimmen Schmerz eines Menschen, der sich eins fühlt mit allem Freud und Leid der Welt. Alles was er empfahl, war Flucht vor dem Leben, „das Nichts“ und fortwährende Glückseligkeit, was nichts anderes ist als der Gipfel der Selbstsucht. Bevor er sich zurückzog, sah ich ihn mir zum letzten Mal genau an. Nichts war in seinen Augen, seiner Stimme oder seinem Verhalten, dass mir irgendeinen Hinweis darauf hätte geben können, ob er tatsächlich all das Destruktive glaubte, das er verbreitete, oder ob er nur ein unbewusstes Werkzeug war. In der Regel sind die Apostel die gefährlichsten, die sich selbst betrügen. Die bequemste Art, Leute zu betrügen, ist es, ihnen einen Betrüger zu

schicken, der seine eigene Lügenbotschaft glaubt. Mir wurde bewusst, wie ungeheuer schlau und anpassungsfähig das Böse ist, und dass es keine Tarnung und Verkleidung scheute, um seiner Seelenopfer habhaft werden zu können. Nichts lässt es dabei unversucht. Es ist die Anziehungskraft von Reichtum und Macht und die Falle der exzessiven Befriedigung aller körperlichen Bedürfnisse. Viele Menschen verkaufen ihre Seele dafür. Und es ist die Anziehungskraft von spirituellen Rängen und Paradiesen. Die Heilige Stadt ist ein Zentrum für Seelenfängerei dieser Art. Für denjenigen, der sich von einer dieser beiden Attraktionen nicht verführen lässt, hält der Teufel noch ausgeklügelte philosophische Systeme bereit. Zweifelsohne ist sein Angebot recht vielfältig; für jeden Geschmack ist etwas dabei, überall hat er seine Fallen aufgestellt.

Der Gütige Freund hatte sich zurückgezogen und ich lauschte der Diskussion, die nun folgte. „Ist nicht das Streben nach Glückseligkeit an sich etwas egoistisches?“ fragte einer aus der Zuhörerschaft. Er stellte jetzt laut die Frage, die ich mir geistig während der Vorlesung gestellt hatte. „Ja“, sagte ein anderer, „das ist es“. „Dann liegt in all dem ein Widerspruch“, bemerkte ein Dritter. „Wir wollen nicht egoistisch sein und sind trotzdem egoistisch, weil wir nicht egoistisch sein wollen.“ Der andere zögerte einen Moment und sagte dann: „Aber ich fühle, dass meine Seele es nicht will. *Ich* bin es, der Glück will, nicht meine *Seele*.“ Diese Aussage illustrierte mehr als eindeutig das Wesen dieser Art von Seelenfängerei, wie sie auf dem Berg der Schlichtheit ablief und wie das eigenständige Bewusstsein eines Menschen durch „Selbstbeobachtung“ gespalten und seine Seele auf raffinierte Weise von ihm gelöst werden kann. Meine Entschlossenheit, alles in meinem Leben mit meinem ganzen Sein und tiefster seelischer Leidenschaft zu tun, wurde noch stärker.

So schnell ich konnte, verließ ich den Berg, auf dem dieser Rattenfänger auf seiner Flöte das Lied der Schlichtheit blies,

um damit Seelen zu fangen. Ich marschierte dreißig Meilen an diesem Tag und machte nur ganz kurz Rast, um etwas zu mir zu nehmen. Als ich mich zum Mittagessen, das aus einer Handvoll rohem Gerstenmehl und etwas Wasser bestand, setzte, zog ich ein Stück Papier hervor und schrieb folgende kurze Geschichte nieder:

DIE KLUGEN PHILOSOPHEN

Es waren einmal einige kluge Philosophen. Sie glaubten nicht an den Schöpfer. „Wir folgen unserem *eigenen* Licht“, sagten sie. Sie vertrauten nur auf eines: auf das Licht der Selbstbeobachtung. Dann trafen sie den Teufel. „Was für ein Ungeheuer!“ rief einer von ihnen. „Wie gut zu wissen, dass nichts wirklich ist, sondern nur ein Spiegelbild unseres Selbst.“ „Du hast Recht“, warf ein Zweiter ein. „Alles ist subjektiv; nichts ist objektiv.“ Da riss der Teufel seinen Rachen auf und verschlang sie alle. Als sie im Magen des Teufels angekommen waren, sagten sie mit einem überlegenen Lächeln auf den Lippen: „Haben wir nicht Recht gehabt? Das Ungeheuer ist verschwunden.“

Nach meiner Rückkehr aus Asien fand ich dieses Schriftstück wieder, das durch die Hände vieler Räuber gewandert und von Wolkenbrüchen und anderen gelegentlichen Güssen völlig verfärbt war. Es beschreibt genau den Geisteszustand der Zuhörerschaft auf dem Berg der Schlichtheit, die von der Polarität zwischen Gut und Böse nichts wissen wollte.

Am gleichen Nachmittag sah ich einen der beiden fliegenden Lamas (tibetisch *lun-gom-pas*, was wörtlich übersetzt bedeutet „in der Luft meditierende Menschen“ oder „im Wind meditierende Menschen“), die ich bereits im ersten Band dieses Buches beschrieben habe. Kurz nach Sonnenuntergang kam ich an einem Ort vorbei, an dem offensichtlich Leichen zerstückelt wurden, die in Tibet übliche Methode der Leichenbeseitigung. Die Angehörigen übergeben ihren Toten den *lag-pas* (Leichenschneidem), die ihn dann zu einer Stelle bringen, die gewöhnlich mit weißen Steintafeln markiert ist. Dort wird der Körper zerstückelt und die einzelnen Teile werden Vögeln zum Fraß vorgeworfen, die sich an diesen Orten versammeln und die *lag-pas* bereits während der Verrichtung ihres scheußlichen Werkes aus einiger Entfer-

nung beobachten. Manchmal wird der Transport der Leiche von Verwandten begleitet, doch eher ist dies die Ausnahme und die Leichenschneider - denen oft ein Lama folgt - können ihre Arbeit unbeobachtet von den Angehörigen des Verstorbenen durchführen. Die Stellen, an denen die Leichenzerstückelungen stattfinden, gehören zu den bevorzugten Aufenthaltsorten der tibetischen *tantrikas* und *nagpas* (Schwarzmagier).

Da ich in großer Eile war, zog ich es vor, keinen großen Bogen um diesen Ort zu machen. Einige Magier saßen dort herum und vollzogen seltsame Riten mit menschlichen Knochen, die Körpern entstammten, die gerade erst zerstückelt worden waren. Einer der Zauberer gab mir ein Zeichen, fern zu bleiben, aber da ich auf dem Berg gehört hatte, dass der Bezirk nach einem weißen Eindringling durchsucht würde, gab es für mich nichts Wichtigeres, als schnellstmöglich die Eremiten zu erreichen, und trotz der energischen Abwehrzeichen des Magiers kreuzte ich den Ort des Geschehens in einer Entfernung von nur etwa fünfzig Yards.

Die Zauberer schienen sehr verärgert zu sein darüber, dass ich es gewagt hatte, ihre Beschwörungszereemonien zu stören, für die sie extra die Zeit nach Sonnenuntergang ausgewählt hatten. Sie unterbrachen ihre Arbeit und näherten sich mir drohend, wobei einer von ihnen einen *kha-twam-ya* schwang, einen tantrischen Stab, auf dessen Spitze nicht weniger als drei menschliche Totenköpfe thronten! Zu dieser Zeit hatte ich bereits Bekanntschaft mit den finstersten Mächten Tibets, wenn nicht sogar der ganzen Welt geschlossen und fühlte mich daher nicht im geringsten unwohl, als diese üblen Gestalten auf mich zukamen. Als sie direkt vor mir standen, sah ich, dass sie sehr aufgebracht waren; wie Hunde, die man beim Fressen stört. Sie schienen regelrecht zu knurren. Ein Tibeter hätte diesen Gemütszustand als *hana-honi* (Höllenwut) bezeichnet. Ich fürchtete mich nicht vor ihnen. Ich wusste, dass Schwarzmagier weit un gefährlicher waren, als die *Grauen*, jene, die sich das äuße-

re Erscheinungsbild von Engeln und Erlösern gaben. Sie kreisten mich ein. Dann stieß mir jeder von ihnen kräftig seinen Atem ins Gesicht. „Möge Dich der Schöpfer dafür bestrafen“, dachte ich und verharrte reglos, während ich meine gesamte Seelenkraft konzentrierte, um jeden möglichen Versuch einer „Spaltung“ meiner Persönlichkeit zu verhindern.

Auf einmal kreischte einer von ihnen mit gequälter Stimme: „*Chom-den-da!*“ („Der Eroberer!“) und alle ergriffen die Flucht. Sie stoben davon, als wäre hinter mir ein Geist erschienen, der sie in helle Panik versetzt hatte. Einer ließ sogar seinen *kha-twam-ya* zurück. Diese Stäbe sind recht wuchtig und hinderlich beim Rennen. Ich habe bis heute nicht herausgefunden, *warum* diese *tantrikas* so plötzlich das Weite suchten. Ich kann mir nicht vorstellen, irgend etwas getan zu haben, das sie derart schockierte.

Mittlerweile war es Nacht geworden, doch ich entschloss mich, in der Dunkelheit meinen Weg fortzusetzen, obwohl ich in bergiges Gelände kam und mir des damit verbundenen Risikos voll bewusst war. Ich stand vor der Wahl, mich gefangennehmen zu lassen, falls das, was über den Bezirksgouverneur, der einen Weißen verfolgte, gemunkelt wurde, stimmte, oder weiter zu marschieren. So verblieb mir nur die Entscheidung zwischen zwei Gefahren und ich zog die letztere vor. Es wäre allerdings besser gewesen, bis Tagesanbruch zu warten, als einfach im Dunkeln durch eine fremde Gebirgslandschaft zu streifen, was sich kurze Zeit später als folgenschwerer Fehler erweisen sollte. Ich ahnte bei weitem noch nicht, dass ich eines der schlimmsten Martyrien meiner gesamten Tibetreise vor mir hatte, bevor ich endlich mein Ziel erreichen sollte: die Region, in der die meisten der weisen Eremiten leben, die sich auf die Seite des Schöpfers gestellt haben und sich in dieses Gebiet nicht deshalb zurückgezogen haben, um dort in selbstsüchtiger Glückseligkeit zu leben, sondern um im Geiste der Opferbereitschaft ein gewisses Gegengewicht zu den scheußlichen

geistigen Strömen der unterschiedlichsten Erlöser und der Schar gefallener Engel zu schaffen, die sich in Tibet inkarniert haben. Auch in westlichen Ländern mag es einige solcher Wesenheiten geben, wahre Schutzengel der Menschheit, die sich manchmal als Helden inkarnieren, um dem schadhafte Treiben diverser Messiasse entgegenzutreten, doch kein spirituelles Wesen hat das Recht, den Menschen zu sagen, wer ein Held und wer das Sprachrohr gefallener Engel ist. Dies muss jeder selbst herausfinden.

Ich marschierte mit Höchstgeschwindigkeit durch die dunkle Nacht. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber das Licht der Sterne wies mir den Weg und bewahrte mich durch sein schwaches Licht vor den gefährlichsten Abgründen. Wie anders war doch die sanfte, hügelige Landschaft Nordtibets gewesen, die ich mit Ke Shu Kha Ru, dem Räuberjungen, auf unserer Flucht vor seiner Bande durchquert hatte! Da ich ohnehin keine Decke mehr besaß, beabsichtigte ich, bis zur Morgendämmerung zu marschieren und dann bis Mittag zu schlafen. Kurz nach Mitternacht, ich ging gerade auf einem leichten Hang abwärts, verlor ich plötzlich den Boden unter den Füßen. Wenige Sekunden später stürzte ich auch schon in die Tiefe. Ein Teil meiner Ausrüstung, darunter der Beutel, in dem sich der größte Teil meines Proviantes befand, wurde mir vom Körper gerissen, während ich mich pausenlos auf dem steilen Gefälle überschlug. Nach etwa zweihundert Yards, für die ich nur einige Sekunden gebraucht hatte, und die mir vorkamen wie ganze Zeitalter, spürte ich, dass das Gelände flacher und flacher wurde und ich kam schließlich zum Stillstand. Ich war unfähig, mich zu bewegen. Die Hälfte meiner Kleidung war während des Sturzes durch das Geröll zerfetzt worden, und etwa der achte Teil meiner Haut wurde dabei aufgerissen. Ich glaubte, dass ich eine Rückenverletzung erlitten hatte, da ich meinen Körper nicht mehr bewegen konnte. Außerdem fühlte ich einen entsetzlichen Schmerz in meinem linken Fuß. In dieser Verfassung lag ich auf dem Boden ohne meinen Pro-

viant und die Nacht wurde immer kälter. Ich wusste, dass ich mich fünfundzwanzig Meilen von der nächsten menschlichen Behausung entfernt befand. Nun hatte ich genügend Zeit, über die Risiken eines Alleinreisenden nachzudenken, der im Dunkeln durch unbewohnte Gebirgsgegenden marschierte.

Zwei Tage und zwei Nächte lag ich gelähmt an ein und derselben Stelle. Tagsüber war ich den sengenden Strahlen der Nachmittagssonne ausgesetzt und nachts der eisigen Kälte. Ich durchlebte sämtliche Stadien von Hitze, Kälte, Durst und Hilflosigkeit bis zur Unerträglichkeit. Ich erkannte, dass auch Mut, sobald er von Leichtsinn gekennzeichnet wurde, eine Sünde war, und dass man sich nicht nur am Schöpfer oder seinem Nächsten versündigen konnte, sondern auch an *sich selbst*. Nie zuvor hatte ich mit derart bitterer Intensität das Gefühl der Selbstversündigung erfahren. Doch während dieser zwei Tage, in denen ich hilflos in den Bergen lag und vor körperlichen und seelischen Schmerzen weder ein noch aus wusste, haderte ich kein einziges Mal mit dem Schöpfer. „Dein Wille geschehe“, murmelte ich. Ich hatte eine Sünde an mir selbst begangen, indem ich mich unnötig einer Gefahr ausgesetzt hatte und war mir voll im klaren darüber, dass ich eine Strafe verdient hatte. Wie ich so dalag, verloren und ohne Hoffnung, mit blutenden Wunden, fühlte ich, dass mein Schicksal ein beneidenswertes war im Vergleich zu dem derjenigen, die ihre Seelen dem Bösen übergeben hatten. In meiner selbst verursachten unglückseligen Lage war ich noch immer ein Kind des Schöpfers, und in meinen unsäglich Qualen betete ich nie „Herr, nimm all dies Leid von mir“. Ich wusste, dass die Gesetze des Universums gerecht waren und ich den Schöpfer nicht mit selbstsüchtigen Gebeten belästigen konnte. Ich selbst war der Verursacher dieses üblen Dilemmas und als aufrechter Mann, sah ich es als meine Pflicht an, mich den Konsequenzen meines Fehlers zu stellen. Ich, die winzige Kreatur, besaß nicht das Recht, den Schöpfer dazu aufzufordern, die Gesetze Seines

Universums zu verletzen oder seine weisen Gesetze der völlig gerechtfertigten Vergeltung zu ändern, nur um mir dadurch entgegenzukommen und die Strafe von mir zu nehmen, die ich so wohlverdient hatte.

Und schließlich - wer war ich, und wer war der Schöpfer? Wenn ich an Ihn dachte, wurde ich mir der Entfernung zwischen Ihm und Seinen Geschöpfen bewusst. Wie kann eine Kreatur den Schöpfer ergründen? Dies wäre, als würde ein Schmetterling versuchen, die Größe Shakespeares zu ermes-
sen.

Am dritten Tag stellte ich mit großer Freude fest, dass ich mich etwas bewegen konnte. Die Hautwunden heilten schnell und trotz des schrecklichen Durstes, der zum Teil auf meinen Blutverlust zurückzuführen war, begann ich mich stärker zu fühlen. Kurze Zeit später entdeckte ich, dass sich auch mein Fuß auf dem Wege der Besserung befand.

Am vierten Tag war ich bereits so stark, dass ich kriechen konnte. Mein linker Fuß schmerzte noch immer stark und es war mir unmöglich, aufrecht zu stehen, aber ich bewegte mich auf allen Vieren so weit ich konnte, wobei ich mein Körpergewicht auf die Arme verlagerte und die Füße nachzog. So bewältigte ich auf diese Weise in der ersten Stunde zweihundert Yards. In der zweiten brachte ich es bereits auf zweihundertfünfzig Yards - nicht viel im Vergleich zu den restlichen zwanzig Meilen, die mich noch von den bescheidenen Heimen der Einsiedler trennten, aber besser als nichts. Ich dankte dem Schöpfer dafür, dass er mir das Schlimmste erspart hatte. Ich hätte mir bei dem Unfall ebenso meine Arme und Hände verletzen und im Zustand der Erschöpfung einschlafen können. Anstatt meine Kräfte durch ständiges Reiben meines Körpers zu verschwenden, wie ich es die vorhergehenden Nächte gehandhabt hatte, als ich jeder Bewegung unfähig in der klirrenden Kälte lag, verbrachte ich die fünfte Nacht schon damit, pro Stunde ungefähr sechshundert Yards zu kriechen. Mit eiserner Willenskraft hielt ich fast bis zum Morgengrauen durch, dann brach ich

zusammen. Doch bereits am Mittag konnte ich meinen Weg wieder aufnehmen und einige Stunden später sogar wieder von meinen Beinen Gebrauch machen. Die Geschwindigkeit, mit der ich jetzt vorankam, erschien mir riesig. In einer Stunde legte ich nahezu eineinhalb Meilen zurück. Am Abend begann ich laut zu rufen und hörte das Echo meiner Stimme aus den Bergen. Ich rief im Abstand von fünf bis zehn Minuten in die Dunkelheit. In der tiefen Stille der tibetischen Landschaft dringen Schallwellen sehr weit. Ich hoffte, dass sie einer der Eremiten vernehmen würde.

Am nächsten Tag schaffte ich schon zwei Meilen in der Stunde. Zwei Eremiten hörten den schwachen Ruf einer menschlichen Stimme. Als sie mich fanden, war ich fast an den Grenzen der menschlichen Widerstandskraft angelangt. Kälte, Sonne, Hunger, Durst, Erschöpfung und Blutverlust hatten mich an den Rand des Kollapses gebracht, aber ich wusste auch, dass ich mit meinem eisernen Willen noch weitere vierundzwanzig Stunden durchgehalten hätte, bevor ich endgültig zusammengebrochen wäre.

Die Eremiten, die keine „Seelenräuber“ waren, dafür starke und machtvolle Individuen, ließen mir jede nur erdenkliche Hilfe zuteil werden. Mit einer an ein Wunder grenzenden Geschwindigkeit heilten sie meine Verletzungen, besorgten mir neue Kleidung und brachten mir sogar am nächsten Tag meinen Schafhautbeutel zurück, der mir beim Sturz in die Tiefe abhanden gekommen war und mein Gummiboot und einige weitere Ausrüstungsgegenstände enthielt.

Sofort setzten sie mich auf eine besondere Diät, die mir sehr fremd war, da sie hauptsächlich aus einer Art Salat aus verschiedenen Heilpflanzen und Knoblauch bestand. Seit meiner Flucht aus der Stadt hatte mir unentwegt ein mysteriöser Verwesungsgeruch angehaftet, den natürlich auch die Eremiten sofort bemerkten.

Wie sie mir erklärten, war er auf Operationen von Schwarzmagiem zurückzuführen, die mir einen Teil meiner Lebenskraft entzogen und zersetzt hatten, um mich dadurch

zu töten. Außerdem, so erfuhr ich von meinen Lebensrettern, waren die Zauberer bei dem Versuch, mich zu ermorden, vermutlich selbst ums Leben gekommen und zwar durch die magischen Kräfte, die sie dabei hervorgerufen hatten.

Unter den Händen dieser wunderbaren Heiler machte meine Genesung gewaltige Schritte und am dritten Tag nach meiner Ankunft bei ihnen, besuchte ich den Bruder meines Freundes, der mir vor meiner Reise nach Tibet die nötige Kleidung besorgt hatte. „Du hast Schreckliches hinter Dir“, sagte er, gleich nachdem er mich begrüßt hatte. „Doch hätten wir Dich gewarnt, hättest Du das größte Abenteuer Deines Lebens versäumt.“ Also wusste er alles! „Muss jeder, der spirituell wachsen will, spirituelle Torturen auf sich nehmen?“ fragte ich. „Ja“, entgegnete er, „es ist unvermeidlich, weil der Mensch sein eigenes Schicksal bestimmt. Natürlich ist die Art der Erfahrungen von Fall zu Fall verschieden.“ „Ich bin nun sehr seelenbewusst geworden“, sagte ich, „und sehr ich-bewusst.“ „Ich hoffe, Du verwandelst Dich nicht in einen Egoisten“, bemerkte er lächelnd. „Nein“, erwiderte ich. „Zu viel Egoismus ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Mangel an Persönlichkeit. Auch wenn ich jetzt sehr persönlichkeitsbewusst bin, werde ich stets für die Welt arbeiten, ohne dabei den Hintergedanken an einen spirituellen Lohn zu hegen.“ Tiere, die ihre gesamten Lebensenergien auf die Verteidigung ihres „Ichs“ konzentrieren, besitzen keinerlei Persönlichkeit. Volles Ich-Bewusstsein muss aber nicht zwangsläufig mit Brutalität und Egoismus verbunden sein. Der Mensch kann sehr ich-bewusst *sein* und trotzdem ganz uneigennützig *handeln*. Je mehr Persönlichkeit sich ein Mensch aneignet, so erkannte ich jetzt deutlich wie nie zuvor, desto bewusster wird er sich auch seinen Verpflichtungen gegenüber dem Schöpfer, dem aufwärts führenden Pfad des Lebens, und sich selbst.

Das Problem der Welt ist sowohl ein individuelles als auch ein kollektives. Der Mensch beeinflusst sein Umfeld durch

sein eigenes lebendiges Beispiel und wird umgekehrt durch sein Umfeld beeinflusst. Die Masse ist größtenteils ein Produkt dieses Umfelds, das von starken Persönlichkeiten beeinflusst und verändert wird. In der Regel sind starke Persönlichkeiten eher Menschenfreunde, als die rückhaltlosen Vertreter des Nihilismus, der zu nichts anderem führt, als zu geistigem und materiellem Selbstmord. Des Menschen Aufgabe ist es *zu handeln*.

In dieser Welt der Materie, die in Wirklichkeit das Schlachtfeld für einen gewaltigen Kampf zwischen zwei voneinander verschiedenen Spiritualitäten bildet, repräsentieren die weisen Männer von Tibet - diese großen und starken Persönlichkeiten, die sehr individuell und dennoch neutral denken und handeln - eine Art Schutzschild für den Schöpfer, der wiederum die andere Seite der systematisch agierenden „Nihilisten“ und „Seelenräuber“ in Schach hält. „Könnt Ihr Wunder vollbringen?“ fragte ich die zwei Weisen, die gekommen waren, um mich und meinen Freund, bei dem ich Zuflucht gefunden hatte, zu besuchen.

Alle drei „Eremiten“ lächelten bedeutungsvoll. Ich wusste, was sie gerade dachten. Sie besaßen Macht über die Kräfte der Natur, aber ihr ureigenstes Wesen hielt sie davon ab, von dieser Macht Gebrauch zu machen, es sei denn, es ließ sich nicht umgehen, weil der Schöpfer es von ihnen verlangte. Bestimmte spirituelle Gesetze sind der Natur spiritueller Wesen inhärent. So wie ein Mensch nicht einfach Steine essen, oder ein Baum nicht ohne Sonnenlicht leben kann, so können auch spirituelle Wesen nichts tun, was ihrer spirituellen Natur widerspricht.

Nach einer kurzen Pause fragte mich einer der weisen „Eremiten“: „Stelle Dir vor, einer von uns vollbrächte ein sogenanntes Wunder hier vor Deinen Augen. Würdest Du es als einen Beweis für einen göttlichen Auftrag ansehen?“ „Ich habe fliegende Männer beobachtet“, antwortete ich, „und ich habe die schlimmste Sorte von Zauberern, die Tote wieder auferstehen lassen können, gesehen... Ich würde kein Wun-

der dieser Welt als einen Beweis für den Willen Gottes ansehen. Der Schöpfer hat seine eigenen weisen Gesetze erlassen, nach denen sich das Universum zu richten hat. Es ist nicht Er, und es sind nicht Seine Diener, die diese Gesetze brechen."

Als ich das Wort „Schöpfer“ nannte, schossen den Dreien Tränen in die Augen. Dachten auch sie an das schreckliche Szenario einer Welt, die sich offen ihrem Schöpfer entgegenstellte?

ENDE